

15 8 42



DEUTSCHTUM IM AUSLAND

25. JAHRGANG · MAI·JUNI 1942 · HEFT 5/6

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND·INSTITUTS
STUTTGART
STADT DER AUSLANDSDEUTSCHEN

DEUTSCHTUM IM AUSLAND

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND-INSTITUTS

STUTTGART

HERAUSGEBER: Dr. HERMANN RÜDIGER, LEITER DES DAL

Inhalt:

Die Kolonisationsräume der nordischen Staaten. Von Dozent Dr. habil. Joachim Blüthgen, Greifswald	89
Sächsische Bergleute gründen um 1530 die ersten Bergwerke in Amerika. Von Bergassessor und Bergwerksdirektor Carl Liesegang, Hamburg	101
Kleo Pleyer — ein Kämpfer für Deutschland. Von Dr. Ilse Albrecht, DAL	107
Heinrich Gutberlet, ein Vorkämpfer des östlichen Grenzlanddeutschtums. Von Dr. Wilhelm Schoof, Eisenach	110
Deutsche Ausfahrt. Von Heinrich Gutberlet, Breslau	112
Egon Helmut Rakette. Von Dr. Karl Pöschel, DAL	120
Idylle und Tat im deutsch-niederländischen Verhältnis. Von Dr. Fritz Erfurth	124
Magdeburger Recht im ehemaligen Polen. Von Richard Zarbock, Schroda (Wartheland)	127
Erinnerung an Felix Milleker. Von Dr. Hermann Rüdiger, Leiter des DAL	133
Ein Meteorologe im Klima-Dienst Kameruns	135
650 Jahre Stadt Hadersleben. Von Dr. Harboe Kardel, Apenrade	135
Unsere Toten: Dr. Alexander Dieckmann †. Von H. R.	136
Stuttgart und DAL	136
Bildbeilagen: Die Kolonisationsräume der nordischen Staaten, auf S. 113—117 — Historia Antipodum, auf S. 118 und 119.	

Bezugsbedingungen: „Deutschtum im Ausland“ erscheint über die Dauer der kriegsbedingten Papierbewirtschaftung jährlich sechsmal in Doppelheften. Jahresbezugspreis RM. 15.— (für Mitglieder des DAL. RM. 10.—) zuzüglich Porto. Abbestellung nur mit einmonatiger Frist auf Schluß des laufenden Jahrgangs.

Verlag und Druck: W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanstraße 12—16.

Anschrift der Schriftleitung: Presseabteilung des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart-S, Danziger Freiheit 17. Fernruf 262 57/59. Aufsätze und Berichte sind an die Schriftleitung — Besprechungsbücher für die Zeitschrift an die Bücherei des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart-S, zu senden.

Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanstraße 12—16, Fernruf 263 41/43.

DEUTSCHTUM IM AUSLAND

25. JAHRGANG · MAI-JUNI 1942 · HEFT 5/6

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND-INSTITUTS
STUTT GART

Die Kolonisationsräume der nordischen Staaten

Von Joachim Blüthgen

Norwegen, Schweden und Finnland besitzen in ihren Staatsgebieten weite Räume, die noch auf eine kolonisatorische Erschließung warten. Die Tatsache, daß diese Landreserven völlig innerhalb der betreffenden politischen Gebilde liegen, erleichtert den Vorgang der Kolonisation von vornherein und hat zur Bildung einer ganz charakteristischen Übergangszone zwischen völkischem Kernland und kolonialem Neuland geführt. Man kann deshalb unmöglich eine allen Gesichtspunkten gerecht werdende *Abgrenzung* vornehmen. Als Anhalt für eine solche sind nachstehend diejenigen Kennzeichen gewählt worden, die durch die neueren kolonisatorischen Eingriffe des Menschen mannigfacher Art im Landschaftsbilde hervorgerufen worden sind.

Die Kolonisation *) nahm von den Küsten des Bottnischen Meerbusens einerseits und der nordatlantischen bzw. Eismeerküste andererseits ihren *Anfang*. Die Lage zu den Meeren bestimmte daher zunächst eine peripher-zentrale Abstufung der Erschließung. Die einzelnen Küsten gewannen jedoch verschiedene Bedeutung für das Vordringen des Menschen, am stärksten die bottnische, an der relativ dicht staatlich privilegierte Stapelplätze sich zu wichtigen Häfen und Ausgangspunkten für das Vordringen ins Landinnere entwickelten. Auch die atlantische Küste weist bis zum Eismeer hinauf etliche alte Hafentplätze auf — so geht Tromsö bis ins 13. Jhd. zurück —, aber diese haben für das Landinnere keine so große Bedeutung erlangt wie

die bottnischen, weil sie weit stärker auf dem Wirtschaftsraum des Meeres als auf der Handelsvermittlung mit dem Hinterland basieren. Die bottnischen Häfen setzten gewissermaßen das völkische Kernland Mittelschwedens und Südwestfinnlands in schmalem Küstensaum nordwärts fort. Das geschah vornehmlich vom 15. bis 17. Jhd. Von diesem Saum aus erfolgte zuerst die Kolonisation der Talzüge, was sich noch heute in der Abstufung der Siedlungsdichte verrät, während die Waldländer selbst erst spät und zögernd ergriffen wurden.

Aus diesen geschichtlichen Vorgängen ergibt sich, daß das Innere Nordschwedens, Nordfinnlands und Nordnorwegens, also der Raum, welcher heute gemeinhin den Namen *Lappland* trägt, gegenwärtig *Kolonisationsgebiet* ist. In diesem Sinne sprechen wir im folgenden von „Lappland“.

Von diesem Raum aus führt zwischen dem der unkolonisierbaren Anökumene angehörenden Hochgebirgsrücken des Kjöls einerseits und der bottnischen Küste andererseits eine Zunge weit südwärts bis nach Hintermittelschweden (Härjedalen, Dalekarlien, Värmland), die aber nach S zunehmend durch ältere bodenständige Talgaue und Seebeckensiedlungen aufgelöst wird und in den „Finnwäldern“ (finnskog) ihre südlichsten Endigungen findet. Andererseits schieben sich in der jämtländischen Senke, dem Becken des Siljansees, den Talungen der Ljunga, des Ängerman- und Indalsälvs Siedlungszellen mit alter, dörflich organisierter Bauernkultur dazwischen. Weiter nordwärts werden die von dem in sich stärker kulturgeographisch gekammer-

*) Vgl. vor allem Schott 1941.

ten Küstenland ausgehenden „Fortsätze“ immer kürzer und schwächer; aber auch noch im Tornetal schiebt sich ein solcher Ausläufer des Küstenlandes weit nordwärts vor.

Die Gliederung durch aneinandergereihte Talungen und Waldplateaus, wie sie dem schwedischen Kolonisationsbereich jene charakteristische Abwandlung bringt, entfällt nun auf der physischgeographisch weit weniger straff gliederbaren finnischen Seite. Die finnische Seenplatte geht ganz allmählich im Norden in reines Kolonisationswaldland über. Andererseits ist aber Seenfinnland für sich schon auffallend spärlich besiedelt und reicht ziemlich weit südwärts, wo es mehr oder weniger scharf an Küstenfinnland angrenzt, das wir kulturgeographisch als Analogon zum nordschwedischen Küstensaum bezeichnen können und das übrigens auch eine alte schwedische Besiedlung noch heute einschließt. In Seenfinnland vermißt man die in Schweden in gleicher Breite noch ausgeprägte Durchsetzung mit alten Siedlungsräumen, denen der Charakter in sich geschlossener Gaue zugesprochen werden könnte. Dies hängt jedoch mit der typisch finnischen Siedlungsmethode zusammen, denn der Finne ist in Seenfinnland ebenso alteingesessen wie in anderen Teilen seines Landes und bevorzugte die Einzelhofsiedlung. Die bisherige finnische Ostgrenze ist in dieser Hinsicht alles andere als natürlich, weil sie gleich ausgestattetes Land zerschneidet, das in kolonisationstheoretischer Hinsicht gleichen Rang besitzt. Diese Grenze wurde erst infolge des russischen Einflusses in Ostkarelien zur Grenze der abendländischen Kultur gestempelt, ohne es von Natur aus zu sein. Die Küste des Weißen Meeres — das von den Finnen Vianmeri (d. h. Dwina Meer) genannt wird — und die karelich besiedelte Seensenke von Ladoga-Onega (Laa-tokka-Ääinen) umrahmen erst diesen inneren Raum, der heute nur noch in seiner Nordhälfte als eigentlicher Kolonisationsraum für gegenwärtige Ansprüche bezeichnet werden kann. Entlang der Eismeerküste von Petsamo bis Narvik stellen die Hafenplätze nur alte Stützpunkte dar, bilden aber keinen geschlossenen Saum, wie er etwa Lappland vom Botenbusen trennt.

Diese punkthafte Gliederung der Nordumrahmung Lapplands ist eine Folge der physischen Gestaltung, denn die Fjordküste verbot von vornherein eine ähnliche Siedlungsentfaltung wie die flache baltische Küste. Die zwischen diesen Punkten liegenden Küstenabschnitte entbehren aber auch jeder kolonisationstheoretischen Bedeutung. Hierfür kommen

nur schmale Streifen entlang der kurzen zum Atlantik führenden Täler und die breiten Talungen Innerfinnmarks in Betracht. Diese münden zwar im Bereich der nördlichen flacheren Kjölausläufer in bequemen Zugängen zur Küste, aber damit in ein wirtschaftlich ganz anders ausgerichtetes Bereich. „Hier regiert wie in Lofoten der Fisch, und Lappland liegt so fern, daß man auch in Hammerfest mehr vom Eismeer und seinen Erträgen sieht als von der Wesensart des Inneren“ *).

Inwieweit nun innerhalb des so umrissenen Kolonisationsraumes, dem alte Siedlungszentren fehlen, die Voraussetzungen für zusätzliche neue Nutzung gegeben sind oder geschaffen werden können, sollen die folgenden Abschnitte zeigen.

Die *landwirtschaftliche Nutzung* wird bestimmt durch die Einschränkungen, welche das boreale Klima diktiert. Diese beruhen darauf, daß die Vegetationsperiode nur wenige Wochen währt, von Mitte Juni bis Ende August oder, wenn ein günstiger Sommer herrscht, auch wohl bis Mitte September. Die Unsicherheit des Endtermins der Vegetationszeit ist eine charakteristische Instabilität, die durch das Auftreten zellzerstörender Frühfröste gekennzeichnet wird. Und diese Frühfröste sind durchaus zufällig, sie brauchen mit der mittleren Temperaturgestaltung der betreffenden Monate gar nicht konform zu gehen. Im Juni wiederum ist das Wegschmelzen der Schneedecke ausschlaggebend, damit einerseits der Boden für die Bearbeitung frei wird und andererseits das Vieh auf die schneefreie Weide und Waldweide getrieben werden kann. Infolge der meist schon fortgeschrittenen Erwärmung gegen die Mittsommerwende ist das Verschwinden des Schnees eine Frage der magazinierten Wintermenge, also praktisch der Zeit, und damit der Anbaubeginn weniger ein Problem der Lufttemperatur unmittelbar. Allerdings finden während der Schneeschmelze Strahlungsfröste gute Voraussetzungen. Einen beschleunigenden Ausgleich schafft die Lichtfülle des Sommers, die ununterbrochene Assimilation erlaubt. Die unter diesen Verhältnissen möglichen Anbaupflanzen sind daher nur Kartoffel, Gerste und allenfalls Hafer, also alles Sommerfrüchte mit bescheidenen Wärmeansprüchen.

Aber dieser Ackerbau, für den günstige oder zumindest ausreichende Böden noch genügend vorhanden sind, ist auch wiederum nur „rentabel“ — wenn der Ausdruck Rentabilität bei dem geringfügigen Umfang und

*) Braun, G., Nordeuropa. Leipzig 1926, S. 173.

der klimatischen Instabilität überhaupt erlaubt ist — im Zusammenhang mit der *Viehzucht*. Die Möglichkeit einer Mißernte infolge Frostschadens vor der Reife ist natürlich groß, und in solchen Fällen wird das unausgereifte Getreide an das Vieh verfüttert. In den südlichen Übergangsbereichen sind die landbaulichen Vorbedingungen günstiger und umfassen auch noch den Winterroggen und Futterrüben; aber relativ bleiben auch hier Frühfröste das entscheidende Hindernis. Bei der Auswahl der *Böden* können im wesentlichen drei Wege beschritten werden. Die feinkörnigeren und z. T. humosen Flußablagerungen und Eisseesedimente (Abb. 2, 3, 10, 12,) bieten die leichteste Grundlage zur Anlage von Ackerland; sie sind ausreichend feucht, allerdings teilweise durch Hochwasser gefährdet, jedoch auch wieder gelegentlicher Naturschlammdüngung unterworfen und Strahlungsfrösten infolge der höheren Luftfeuchte wie Wassernähe weniger ausgesetzt. Die Reserven dieser Bodenart sind schon weitgehend ausgenutzt. Dagegen sind Moränenböden weniger geeignet, ebenso wie drainierte Moorböden. Sie erfordern eine intensive Vorarbeit, genaue Berücksichtigung der Exposition; die Steine sind wegzuräumen, der Boden ist wenig nährstoffreich, z. T. auch bereits podsoliert. Die Moorböden (Abb. 1) erfordern zur Beseitigung der Kaltgründigkeit eine tiefe Drainage und Abbrennen der Oberfläche, ganz zu schweigen von der Stockrodung. Aus der Trockenlegung darf man nun allerdings nicht falsche Schlüsse in bezug auf die Frostgefahr ziehen. Zwar verhindert man mit der Beseitigung der Bodennässe die Verdunstungskälte; aber durch die Erhöhung der Strahlungsschwankungen wird nicht nur eine höhere Tagesinsolation an der Oberfläche, sondern ebenso eine stärkere nächtliche Abkühlung trockenen Moorbodens bedingt. Moränen- und Moorböden sind allenthalben verfügbar und bei vorsichtiger Berücksichtigung von Windschutz und Besonnung noch in größerem Maßstabe ausnutzbar.

Das Hauptproblem der landwirtschaftlichen Nutzung Lapplands liegt aber in der Ausdehnung der Viehzucht, die ohnehin deren Hauptgrundlage bildet. Sie erfordert neben der Zucht klimaharter Rassen, die die sieben- bis neunmonatige Stallzeit gut vertragen, auch eine Verbesserung der Weideverhältnisse. Und in dieser Hinsicht sind die Moorentwässerungen außerordentlich wichtig; denn noch heute bilden die Sumpfräser, die in bestimmter Assoziationsfolge konzentrisch die Moortümpel umgeben, die Grundlage sowohl des Waldweide-

gangs wie der Heugewinnung für den Winter. Hinzu tritt der Anbau des Thimotheegrases auf den Feldstücken um die Höfe, den Hauswiesen (finnisch: kentät; Abb. 2 u. 3), bei dessen Ausdehnung auch die Züchtung raschwüchsiger, nährstoffreicher Sorten von Bedeutung ist. Bei der verhältnismäßig stark ausgedehnten Viehzucht im Verhältnis zum Ackerland und der langen Stallzeit ist Dünger ausreichend vorhanden, wenn auch im kurzen Sommer infolge des Weidegangs kein Stallmist anfällt. Das ergibt einen gewissen Ausgleich dafür, daß sich die Häusler hier infolge der Kürze der Vegetationszeit und des beschränkten Feldareals hier keine Brache mehr leisten können. Die in Lappland allgemein verwendete Rindviehrasse ist hornlos und weiß-hellbraun gescheckt, sie zeichnet sich durch ihre besondere anspruchslosigkeit aus, ist aber nicht sehr ergiebig.

Die *Renntierzucht*, ursprünglich nur von den Lappen betrieben, ist auch von den vordringenden Staatsvölkern, also Schweden, Norwegern und Finnen, teilweise übernommen worden, vornehmlich von letzteren; sie ist aber nur dort möglich, wo neben der Rindviehhaltung noch ausreichende Weidegebiete verbleiben. Die Ansprüche der Renttiere sind nun einmal andere, und zwar hinsichtlich Futtergrundlage, Lebensraum und Betreuung. Auch liefern sie im wesentlichen neben den Fellen, die sich übrigens nicht zur Ausfuhr in feuchtgemäßigte Breiten eignen, nur Fleisch. Die zeitweilige Milchlieferung ist unwesentlich. So bildet die Renntierhaltung für die Siedler ebenso wie die Schafhaltung nur einen zusätzlichen Erwerb. Erst dort, wo in Lappland die landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten vorerst ihre Grenze finden, beginnt das unbestrittene Reich der Renntierhaltung, auch wenn etwa industrielle oder bergbauliche Anlagen stellenweise dazwischen treten. Allerdings ist infolge der fortschreitenden Siedlung in den einzelnen Staatsgebieten das Bereich der Renntierhaltung der Nomadenlappen auf verschiedene Weise eingeschränkt worden, entweder durch zeitliche und räumliche Begrenzungen der Wanderungen oder überhaupt durch Grenzsperrn.

Die physischen Faktoren sind daher für die Landwirtschaft letztlich keineswegs ganz ungünstig. Jedoch zwingen sie zu einer extensiven Nutzung, die die Frage der menschlichen Arbeitskraft zu einem schwerwiegenden Problem macht. Und in dieser Beziehung erweist sich das Hinzutreten der *Forstwirtschaft*, ja sogar die absichtliche Verkoppe-

lung von Landarbeit und Waldarbeit als günstige Kombination, die zugleich der Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzung breitere Möglichkeiten eröffnet, als sie ohne die Waldarbeit gegeben wären. Einen wesentlichen zusätzlichen Ernährungsfaktor stellt der *Fischfang* in den Binnengewässern dar, der besonders in den abgelegenen Gegenden, die einen Handelsaustausch noch nicht nennenswert ausüben können, im Rahmen der Hofautarkie eine größere Bedeutung gewinnt, bei einzelnen sesshaften Skolten in der Wildnis des Lutto sogar zur entscheidenden Ernährungsbasis wird. Bei der bestehenden geringen Siedlungsdichte bietet der Reichtum der Flüsse und Seen an wertvollen Lachsarten noch eine wichtige Reserve. Von der Eismeerfischerei sei hier nicht die Rede — wenn sie auch stellenweise sogar von Lappen ausgeübt wird —, weil ihre Wirtschaftsform dem eigentlichen Kolonisationsraum des inneren Lappland nicht zugute kommt.

In Anbetracht des vorher Gesagten stellen die lappländischen Wälder gewissermaßen den Schlüssel für die zukünftige Ausweitung der Kolonisation dar. Als ein günstiger Faktor ist dabei festzuhalten, daß innerhalb der eingangs umgrenzten Kolonisationsräume die Wälder zumeist Staatsbesitz sind und daher einer weitblickenden Pflege unterliegen. Das gilt auch von den am Ertrag stark interessierten Holzindustrien Nordschwedens im Bereich der ihnen gehörenden Wälder in Nordland. Nach der natürlichen Anordnung der Wälder fallen die ozeanischen Küsten Lapplands als nahezu waldfrei auch von diesem Gesichtspunkt aus weg. Auch im Innern entfallen die waldfreien Bergländer und die Zone des subarktischen Birkenbusches für diesen Zweck genau so wie für die Landwirtschaft. Und lediglich die Rentierhaltung hat hier, wie erwähnt, ihre wohl auch zukünftig verbleibenden Refugien, soweit es sich nicht um zu kleine Bereiche handelt. Die bewaldeten Gebiete Lapplands dürfen allerdings in ihrem Wert nicht überschätzt werden, der Zuwachs ist bei dem herrschenden Klima äußerst langsam, wenn auch im einzelnen je nach Witterungsgunst zeitlich wechselnd. Samenjahre treten nur in durchschnittlich mehrjährigen, oft jahrzehntelangen Zwischenräumen auf, und dann ist noch keineswegs sicher, ob auf ein günstiges Samenjahr günstige Keimbedingungen folgen. Da Kiefer und Fichte, die hauptsächlichen Baumarten, nicht den gleichen Lebensbedingungen unterliegen, ist die natürliche Verjüngung der Wälder stets sehr labil. Der Wald ist aus allen Altersklassen zusammengesetzt, wodurch die

Einschlagsbedingungen sehr erschwert sind, besonders deshalb, weil zur Rentabilität eines ausgedehnten Plenterhiebs ganz besonders gute Transportverhältnisse und Hochwertigkeit des Holzes gehören und ausreichende Arbeitskräfte zur Verfügung stehen müssen; und an all diesen Vorbedingungen mangelt es zunächst noch. Man hat daher vornehmlich von finnischer Seite das ganze lappländische Kolonisationsproblem als eine Aufgabe der Forstwirtschaft hingestellt und die damit verbundene Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion sogar als notwendiges Übel in Kauf genommen. Die so lautenden Stimmen gingen allerdings von einer wirtschaftspolitischen Struktur aus, die sie als unabänderlich betrachteten, nämlich der Rücksicht auf andere Erzeugerkreise, das Preisniveau usw. Eine staatlich gelenkte Kolonisationsplanung aber wird bei erschwerten Einfuhrbedingungen unweigerlich zu dem Leitsatz gelangen: landwirtschaftliche Erzeugung um jeden Preis! Der gegenwärtige Krieg hat eine solche Lage plötzlich geschaffen. Verbindet man das durch dieses plötzlich geweckte Streben nach möglichst autarker Agrarerzeugung mit den Hand in Hand gehenden Wünschen der Forstwirtschaft, so erscheint damit die Ausweitung der inneren Kolonisation als staatspolitische Notwendigkeit, der gegenüber die Rücksichten auf preispolitische Reibungen oder auf die Nachteile, die teilweise durch eine vermehrte Waldweide oder vermehrten Eigenholzbedarf für die Waldpflege entstehen, weniger schwer wiegen.

Ein Hauptproblem der nordischen Waldwirtschaft liegt in der Intensivierung der *Waldpflege*. Dafür bedarf es eines großen Menschaufgebotes. Zunächst gilt es, mit dem geringen Arbeitsangebot die Hauptschäden hintanzuhalten, die durch die häufigen Waldbrände (Abb. 4) angerichtet werden. Die Dichte der Besiedlung ist daher auch gleichzeitig eine erhöhte Gewähr für die Brandeindämmung, und zwar gerade die Besiedlung der Waldflächen außerhalb der Talungen. Die Bedeutung, die in dieser Beziehung dem Straßenbau (Abb. 4) zukommt, berühren wir noch in anderem Zusammenhange. In Finnmarken ist der Anreiz in dieser Beziehung am geringsten, weil nicht nur Siedlungen sehr spärlich sind, sondern auch der Wald weniger ertragreich ist. Die Errichtung eines telefonischen Brandwarndienstes während der Sommermonate Juni-August mit bemannten Wachthütten auf hervorragenden Gipfeln ist außerdem eine wichtige Schutzmaßnahme. In der Nähe der bisherigen russisch-finni-

sehen Grenze kam ihr sogar vorbeugende Bedeutung zu bei der Unberechenbarkeit der von Osten drohenden Brandgefahr. Hier im äußersten Norden kommt dem Blitzschlag als Waldbrandzünder eine größere Bedeutung zu als sonst in Nordeuropa, da mit abnehmendem Kultureinfluß auch die dadurch hervorgerufenen Waldbrände nach Norden seltener werden. Die früher vor allem in Ostfinnland geübte Brandrodung ist durch die erlassenen Verbote verschwunden; verwandt mit ihr ist das Moorbrennen, das heute noch vielfach zur Aufbereitung drainierten Moorbodens für die erste Einsaat angewandt wird. Derartig gewonnenes Nutzland führt in Österbotten die Bezeichnung „kyttland“.

Für die Verkoppelung von Forstarbeit mit Landarbeit spricht die gute Ergänzung beider Erwerbszweige in bezug auf die *Arbeitszeit*. Der Holzeinschlag, das Hauptgeschäft der Waldarbeiter, erfolgt im Frühjahr während der landwirtschaftlichen Ruhepause. Allerdings gibt es auch sommerliche Waldarbeiten, zum Beispiel das Anlaschen hieb-reifer Stämme, Pflanzarbeiten usw. Der natürliche Nachwuchs ist infolge der Verhagerung, die die Waldbrände hinterlassen, denkbar schlecht, so daß die Brandbekämpfung eine Maßnahme von nicht zu überschätzender Tragweite darstellt. Allerdings kann diese Maßnahme erst nach langer Zeit rentieren. Es ist darum günstig, daß der Staat oder kapitalstarke Gesellschaften in Lappland die Waldbesitzer sind, weil ihnen solche langfristigen Kapitalinvestitionen am leichtesten möglich sind.

Der *Abtransport* des Holzes ist infolge des verzweigten Flußsystems nahezu überall auf dem Flußwege (Abb. 7) möglich, soweit nicht gar die Landstraße benutzt werden kann oder Sägewerke in rohstoffnaher Lage die Verarbeitung erleichtern. Gewisse Hindernisse bestanden bisher lediglich in Finnland, wo im Nordosten die Grenze einige nach dem Eismeer und Weißen Meer entwässernde Flußeinzugsgebiete (Lutto, Oulanka) schneidet, deren Wasserstraße bisher ungenutzt bleiben mußte. So wird die nach den gegenwärtigen Auseinandersetzungen von Finnland angestrebte großfinnische Lösung auch diesem abgelegenen Winkel die Möglichkeiten waldbwirtschaftlicher Nutzung auf natürlichen Wasserwegen eröffnen.

Da die Fichte der wertvollste Bestandteil der Wälder ist, kommt der Nachpflanzung eine große Bedeutung zu, besonders in jenem Waldstreifen, der ungefähr nördlich einer Linie Kiruna-Saariselkä beginnt und

fast nur aus Kiefern besteht. Diese bestandesmäßige Einseitigkeit verdankt dieses Gebiet nämlich weniger natürlichen als vielmehr einwanderungsgeschichtlichen Faktoren.

Allerdings werden die lappländischen Wälder, auch wenn sich nach langer Zeit allmählich die eingeleiteten Verbesserungsmaßnahmen der genannten Art auszuwirken beginnen, ihr urtümliches Gepräge behalten, da die Intensivierung in der Bewirtschaftung ihre nahe Grenze findet und nur dort angebracht ist, wo der Einsatz ausreichenden Nutzen zu bringen verspricht, d. h. also, wo die klimatische gegebenen Möglichkeiten noch nicht erreicht sind. Die nach N hin weiter ausgedehnten Birkenbestände, die sich als Birkenzone zwischen Nadelwald und Tundra bzw. Kahl-fjäll schieben, werden wohl kaum anders als zu Brennholz oder etwas kärglichem Bauholz in den Anwesen herangezogen werden, da die Sperrholz- und Garnrollenfabrikation auf gutwüchsiges Stammaterial angewiesen ist, das in Lappland nicht mehr vorkommt.

Für die Beurteilung der Kolonisationsmöglichkeiten ist wichtig, daß der Nutzungswert der Wälder von S nach N abnimmt. Die Hauptverwertungsplätze liegen am Bottenbusen (Abb. 7), von wo aus der Weg in die Verbraucherländer der kürzeste und billigste ist. Damit ist zugleich festgelegt, von welchen Punkten und in welcher Richtung die forstwirtschaftlich erforderliche Kolonisation fortschreiten muß und damit eo ipso auch die Landwirtschaft, soweit sie mit der Waldarbeit verkoppelt ist. Die physischen Bedingungen für die Ertragssteigerung der Waldbwirtschaft sind in Lappland durchaus gegeben, sie gehen Hand in Hand mit denjenigen der Landwirtschaft, also darf man, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, daraus den Schluß ziehen, daß die Voraussetzungen für die Land-Waldbwirtschaft auch noch für die Zukunft vorhanden sind und damit eine Erweiterung der bodenständigen Kolonisation möglich ist.

Im engen Zusammenhang mit der Forstwirtschaft steht die *industrielle Verarbeitung* des Holzes. Sie ist noch stärker peripher angeordnet, d. h. scharf um die bottnischen Küstensäume und greift von hier aus stellenweise talaufwärts in das eigentliche Waldland ein. Eine wesentliche Rolle spielt hierbei die Transportfrage. Sie ist bei den meist an der Küste liegenden Zellulosefabriken und Sägewerken heute allein entscheidend, aber auch bei den kleineren Binnenwerken springt sie in die Augen (z. B. Murjek an der Erzbahn, Salmijärvi an Paatsjoki und Eismeerstraße). Die Frage der Anlage weiterer Holzverarbei-

tungsbetriebe ist daher z. T. eine Frage des weiteren Ausbaus des Verkehrsnetzes, worauf wir noch zurückkommen. Die erforderliche Kraft ist leicht beschaffbar, entweder durch örtliche Wasserkraftanlagen oder durch Kraftleitungen von großen Kraftwerken (z. B. Porjus). Für die Zellulosefabriken, insbesondere die des Sulfiterfahrens, ist die Küstenlage dadurch so günstig, weil sie nicht nur die günstigen Ausfuhrtarife für Massenprodukte (Zellulose, Holz, Papiermasse) auf dem Seewege genießen, sondern dieselben Vorteile sich auch bei der notwendigen Einfuhr (Kalk, Schwefel) bemerkbar machen. Hinzu kommt, daß der billige Antransport des Rohstoffes Holz auf dem Flußwege durch die Flößerei möglich ist, so daß also ein Anreiz zur Verlegung von Zellulosefabriken ins Landesinnere nicht besteht. Etwas anders verhält es sich bei den Sägewerken, die auch für den eigenen Landesbedarf arbeiten, deren umfangreicher Abfall andererseits gern von den Zellmassefabriken verwertet wird.

Im übrigen fällt Lappland als industrieller Großverbraucher nicht ins Gewicht, und industrielle Erzeugung ist nur in wenigen beschränkten Fällen gegeben, nämlich im Bereich der geschilderten Holzverwertung und im Bereich der Nutzung der *Bodenschätze*. Unter außergewöhnlichen Klimabedingungen muß vielfach an den Abbau der Erzlagerstätten geschritten werden, auf deren Geschichte wir einen Blick werfen wollen. Die eine Gruppe von Lagerstätten beschränkt sich auf die kaledonisch gefalteten und metamorph stark umgewandelten altpaläozoischen Gesteine des Kjölgelages zu beiden Seiten der schwedisch-norwegischen Grenze bis hinein nach Finnmarken. Diese Lagerstätten sind kiesig und als Erzadern im allgemeinen weniger ergiebig. Als wichtigstes Vorkommen im hohen Norden ist das sulfidischer Erze am Sulitelma zu nennen, verhältnismäßig günstig in Küstennähe gelegen. Diese zahlreichen lokalen Kiesfundstätten haben oft nur bei ganz besonders günstiger Konjunktur einem vorübergehenden Abbau gedient, begünstigt durch die seewärtigen billigen Abtransportmöglichkeiten; aber bei der Erschließung des Inneren haben sie im Gegensatz zu anderen Erzfunden keine wesentliche Rolle gespielt. Diese anderen Funde gehören nur derjenigen Gruppe an, die infolge besonders hoher Erzkonzentration und oft auch ausgesprochen günstiger linsen- bzw. breitgangförmiger Lagerung alle sonstigen Nachteile in den Hintergrund treten ließ.

Zu dieser Gruppe gehören die bekanntesten Fundstätten von *Kiruna* (Abb. 8), von *Malm-*

berg (Abb. 9) bei Gällivare und die des im Aufbau begriffenen *Skellefteerzfeldes*. Zum Teil schon im 18. Jhd. bekannt, scheiterte damals die rentable Ausbeutung immer wieder an den unzulänglichen Transportverhältnissen, selbst dann noch, als in Masugnsby in Norrbotten eine lokale Hochofenverhüttung vorübergehend in Betrieb war. Erst mit Hilfe der reichlich zur Verfügung stehenden Wasserkraft waren diese Hindernisse zu beseitigen: die Gebirgsströme verlassen den Gebirgskörper oft nach schmalen, wasserreichen Seebecken in gefällsreichen Stromschnellen. In einer solchen Lage ist das Großkraftwerk von Porjus entstanden, das nun seinerseits wieder die Nachteile des Klimas technisch überwinden mußte. Dadurch war aber nicht nur der Energiebedarf des Erzbergbaus direkt gedeckt, die Anlage elektrifizierter Bahnen ermöglicht, sondern auch die Siedlungen und Handelsniederlassungen zogen naturgemäß aus der Kraftversorgung in diesem Klima großen Nutzen. Damit konnte insgesamt den notwendigen Arbeitskräften, die aus südlicheren Provinzen geholt werden mußten, das Leben angenehmer gestaltet werden. Hand in Hand mit dem Bergbau ging nicht nur der Bahnbau, sondern auch das Straßennetz mußte für die Zwecke der Erzsiedlungen ausgebaut werden. Durch alle diese Maßnahmen wurde aber dem einfachen Kolonisten vielfach ebenfalls der Vorteil dieser zivilisatorischen Erscheinungen zuteil: sein Anwesen konnte ohne große Unkosten an elektrischen Strom und Telefon angeschlossen werden (Abb. 10), und schließlich bestand sogar die Aussicht, in die Nähe einer Straße zu kommen oder er konnte selbst im Zusammenwirken mit gleich interessierten Nachbarn durch eine Kostenumlage aktiven Anteil am Bau von Stichstraßen nehmen. Das System der auf diese Weise geschaffenen Wildmarkstraßen hat sich in Nordschweden als sehr fruchtbar erwiesen. So bewirkten insgesamt betrachtet die im Zuge des Erzbergbaus notwendigen Maßnahmen für weite Bereiche die Schaffung einer vorteilhaften neuen Ausgangsbasis, von der aus die ländliche Neusiedlung mit geringeren Unkosten vorgetrieben werden konnte.

Man kann aber den *siedlungsfördernden Einfluß des Erzbergbaus* nicht ohne weiteres verallgemeinern, er beschränkt sich auf einen mehr oder weniger großen Umkreis um die Erzsiedlungen und ihre Zufahrtswege. Aber z. B. in dem norwegischen Streckenabschnitt der Erzbahn Luleå-Narvik ist der siedlungs- und nutzungsfördernde Einfluß der Erzbahn selbst nur geringfügig, bedingt durch die

Schwierigkeiten der Geländegestaltung. Dagegen ist für den Erzbergbau selbst dieser gleiche Streckenabschnitt vital wichtig, da er erst den Durchstoß zum immer befahrbaren Meer bringt mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen für den Bergbau, den ganzjährigen Arbeitsrhythmus, die Rentabilität des Transportes usw. Diese Notwendigkeit des gewaltsamen Durchstoßes einer natürlichen Schranke vor dem Atlantik ist die Folge der Vereisung der Bottenwiek von Oktober-November bis April-Mai und der dadurch bedingten jahreszeitlichen Blockade Luleås und indirekt der Frachtungunst, die für so schwere Massengüter wie Eisenerz auf einem langen Eisenbahnwege entsteht. Da die Inlandbahn als strategisch geschütztere Parallelbahn zur küstennahen nordschwedischen Stammbahn am Gebirgsfuße sich entlangzieht, ergibt sich ebenfalls auf Grund der Erfordernisse des Erzgebietes die Möglichkeit einer Förderung der Kolonisation in Gebieten, die bisher ausgesprochen verkehrungünstig lagen.

In Nordfinnland sind die Ansätze zu einer in mancher Hinsicht ähnlichen Entwicklung zu spüren, die aber nur in kleinerem Umfange vor sich geht. Die *Nickelerze von Kolosjoki* in den Petsamobergen lohnen einen Abbau, der durch die Krafterleistung des Stauwerkes Jäniskoski im Paatsjoki (zwischen Nautsi und Virtaniemi) seine Energiegrundlage erhält. Die sich gerade jetzt entwickelnden Verhältnisse in Nordschweden lassen die Auswirkungen erkennen, die dieses „Kombinat“ für die Förderung der Kolonisation in Nordfinnland haben kann. Gleichwohl sind die abweichenden Voraussetzungen nicht zu verkennen; so ist der Anreiz zum Bau der mehrfach diskutierten „Eismeerbahn“ neben der bislang bestehenden Eismeerstraße Rovaniemi-Liinahaari geringer, da die Erzfunde wert- und mengenmäßig einen solchen Einsatz weniger rechtfertigen und die Entfernung zum eisfreien Petsamofjord (Abb. 11) zudem nur kurz ist. So ist das Erzzentrum von Petsamo, das sich um den rasch wachsenden Handelsort Salmijärvi gruppiert, ein in seinen kolonisationsartigen Auswirkungen vornehmlich auf diesen nördlichsten Küstenzipfel beschränktes Phänomen, das sich dem nahe gelegenen älteren Eisenerzbergbau von Kirkenes-Björnvand in Norwegisch Finnmarken zur Seite stellt. Beide sind an die leichten Abtransportverhältnisse von den Eismeerhafenplätzen gebunden. Insofern bleibt also die Bedeutung der Doppelbergbaustätten Kiruna und Malmberg für die Kolonisation Lapplands einmalig.

Die *Zukunft* wird aber auch für Schweden Ergänzungen in dieser Richtung bringen, wenn an die Ausbeutung der zahlreichen Arsenkieslagerstätten des Skellefteerzfeldes herangegangen werden kann. Bisher beschränkte sich der Abbau auf die Goldgrube *Boliden* im Küstensaum bei Skellefteå, hatte also für das zu erschließende Landesinnere noch keine wesentliche Bedeutung. Jedoch erstrecken sich die nachgewiesenen Funde weiter flüßaufwärts, und hier ist der Gehalt an hochwertigen Mineralien (Kupfer, Schwefel, Arsen, Gold, Silber) das entscheidende Moment. Die Eisenerzlinen bei Svappavaara, Mertainen, Ruotivaara in Norrbotten sowie die Eisenerzfunde am Berg Porkonen bei Kittilä in Nordwestfinnland stellen ebenfalls eine Zukunftsreserve dar.

So ergibt sich, daß der Erzbergbau noch viele Möglichkeiten hat, wenn auch die Vorräte hier enge Grenzen setzen, die bei dem sich immer wieder ergänzenden Rohstoff Holz nicht vorhanden sind. Manche Funde erschöpfen sich bald, neue kommen hinzu, aber für jede absehbare Zukunft wird der fast unerschöpfliche Erzvorrat von Kiruna und auch Malmberg weiterhin den Hauptrückhalt bei der Erschließung Lapplands bilden.

Einige Kapitel des Erzbergbaus sind in Lappland bereits abgeschlossen, die im allgemeinen unter dem Eindruck der Gegenwart zu leicht vergessen werden. Dazu gehört der *Silberbergbau* am Nasafjäll in den Gebirgen der Pitelappmark; er wurde mit unzureichenden Mitteln und unter schonungsloser Einspannung von Lappen schon im 17. Jhd. betrieben, scheiterte aber dann an den vielartigen Schwierigkeiten der Abbaubedingungen; bis ins 19. Jhd. sind Schürfungen vorgenommen worden. Etwas anders verhält es sich mit den *Goldfunden* in Finnmarken und Nordfinnland. Das Gold traf man hier in Seifen an, vornehmlich im Flußgebiet der Karasjokka, des Ivalojoeki und an den Gebirgsflüssen des Saariselkä. Nachdem einzelne gute Funde einen förmlichen Goldrausch verursacht hatten, der in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts viele Abenteurer in die lappländischen Einöden lockte, entsprachen die Ergebnisse der Wäscherei bei weitem nicht den Erwartungen, so daß das Goldwaschen sehr bald zum Erliegen kam und nur noch an ganz wenigen Stellen bis in die Gegenwart betrieben wird.

Die industrielle, vor allem aber die bergbauliche Erschließung Lapplands setzte einen Ausbau der *Verkehrsverhältnisse* voraus, der für eine Intensivierung der landforstwirtschaftlichen Siedlung an sich in diesem Um-

fange nicht erforderlich gewesen wäre, ihr aber stark zugute kam. Zahllose Beispiele, vor allem aus dem finnischsprachigen Siedlungsbereich, lehren, daß bescheiden lebensfähige Gehöfte auch außerhalb von Bahn und Straße sehr wohl vorhanden sind (Abb. 5). Schmale Waldpfade mit behelfsmäßigen Moor- und Bachüberbrückungen reichen für die Verbindung mit der Außenwelt zur Not aus. Der von den nächsten Zentralmarktorten benötigte Bedarf kann vielfach sogar für den Rest des Jahres in der verkehrsgünstigen Frühjahrszeit gedeckt werden, wenn gute Schneelage, vereiste Gewässer und längeres Tageslicht das Fortkommen überall hindernislos ermöglichen. Im Sommer beschränkt sich der Verkehr dann auf die betrieblich nötigen, oft weiten Wege zur Heugewinnung, zum Viehaus- und -eintreiben, zum Melken und Milchtransport usw., also innerhalb des eigenen Wirtschaftsgebietes, wo sich die Anlage neuer Straßen nicht als notwendig erweist. Erst die winterliche Waldarbeit schafft einen Barverdienst, der sich in einer Anregung des Handelsverkehrs auswirkt und den Handel veranlaßt, seine Fühler auch in abgelegene Winkel auszustrecken. Die Landwirtschaft für sich wirft kaum Überschüsse ab. War die Verbindung von Land- und Waldarbeit als günstigste Arbeitskraftanlage für die Weiterentwicklung der Kolonisation betrachtet worden, so folgt daraus auch die Steigerung des Handelsverkehrs entsprechend den zusätzlichen Geldverdienstmöglichkeiten. Aber den eigentlichen Anlaß zum Straßenbau bietet die Waldarbeit selbst, vor allem der Holzeinschlag, der Brandschutz, die Bestandsbesserung, Nachpflanzung usw. Die Flüsse kommen ja nur als Flößereiwege in Frage. Es gibt z. B. in Nordfinnland Waldstraßen, die durch abgelegene Waldungen hindurch ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Brandschutzes angelegt sind (Abb. 4—6).

Die *Naturbedingungen für den Straßenbau* sind in der Regel nicht so ungünstig, weil vor allem Reliefhindernisse in dem in Frage kommenden Waldland nicht nennenswert auftreten. Hinderlich sind allerdings die versumpften Strecken. Die Moränenschuttdecke außerhalb der Moore, Kiese, Sande und Flußschotter (Abb. 4) ermöglichen es, ohne großen Anfahrweg die benötigten Baumaterialien heranzubringen. Selten sind Sprengungen festen Gesteins nötig, oft nur eines größeren Gieschiebblockes. Bei den ergiebigen Gewittergüssen, die allsommerlich gelegentlich auftreten, sind bauliche Maßnahmen zur Verhinderung der Abspülung unumgänglich. Bei neuen Straßen begegnet man daher auch

öfters vollkommen zugespülten Seitengräben bzw. Einrissen in dem aus Kies bestehenden Fahrdamm. Zeitraubender beim Straßenbau ist die Stockrodung, die mitunter ebenfalls kurzerhand mit Dynamit betrieben wird (Abb. 5). Nicht umgehbare Moorstrecken erfordern tiefere Grabungen und Fundamente, vor allem mit Knüppellagen. Die Fahrbahnbreite (Abb. 6) beschränkt sich meist auf Lastwagenspurweite mit Ausweichstellen nach gewissen Abständen. Da das Land meist flach und gewässerreich ist, verteuern häufige Brückenbauten den Straßenbau, zumal diese im Hinblick auf die Frühsommerhochflut der Schneeschmelzwasser konstruiert sein müssen. Die früher allgemein üblichen Fähren oder charakteristischen Holzbrücken werden auch in Finnland immer häufiger durch Betonbrücken ersetzt. Die berühmte Eismeerstraße besaß z. B. 1939 nur mehr eine einzige Fährestelle, bei der ebenfalls die Brücke schon im Bau ist. Die Erhaltung der Straßendecke ist durch die neunmonatige Schneebedeckung an sich erleichtert, diese leidet aber während der Schmelzzeit unter der Durchweidung und wird im Sommer stark ausgefahren (Abb. 6), beides Nachteile der verhältnismäßig einfachen Zusammensetzung des Fahrdammes. Die Auffüllung der ausgefahrenen Löcher und Gleise mit festgewalztem Kies ist die häufigste Art der Ausbesserung.

Das *Straßennetz* ist in den einzelnen Staatsgebieten ungleich entwickelt, am wenigsten in Finnmarken; hier strahlen von dem küstennahen sogenannten „riksvej“, der auch einige Fjordfährstrecken einschließt und, wenn auch umständlich, in Tromsö und Narvik Anschluß nach S findet, ein paar Stichstraßen ins Innere aus (z. B. nach Kautokeino und nach Karasjok). In Nordfinnland konzentriert sich dagegen das Straßennetz nach dem Verwaltungsmittelpunkt Rovaniemi, wo zugleich die Eisenbahn erreicht wird. Nach dem Winterfeldzug 1939/40 wurde die Bahn von Rovaniemi über Salla bis Kantalahti, also bis zur Murmanbahn, ausgebaut. Seitenstraßen tasten sich von den Hauptästen (z. B. der Eismeerstraße) aus vor, in ständig fortschreitendem Ausbau begriffen und so die verbleibenden Verkehrsmaschen immer stärker einengend. In Nordschweden schreibt das Relief zunächst das Leitersprossensystem vor: nordsüdliche Stammstrecken mit Querverbindungen entlang den Tälern, genau so wie es das nordschwedische Bahnnetz großzügig wiederholt und schon die alte Einteilung in Lappmarken zeigt. In Norrbotten selbst nimmt jedoch das Netz eine unregelmäßige Maschenform an mit wachsender

Dichte einerseits zur Bottenküse hin und andererseits in Richtung auf die großen Erz-zentren (Abb. 10). Der überragende Einfluß des Bergbaus auf die Verkehrserschließung ist schon darin deutlich ausgeprägt.

So hat die Entwicklung des Straßenverkehrs, der im Frieden nahezu ganz motorisiert ist, den Lebensstandard zwar ganz stark gehoben und sogar dem Fremdenverkehr Einlaß gewährt, aber befruchtet wurde diese Entwicklung nur durch den Bergbau einerseits und durch die Ausweitung der bodengebundenen Siedlung in Land- und Forstwirtschaft andererseits. So sehr die verkehrsmäßige Erschließung auch dem Geographen in die Augen springt, so ist sie doch nur ein notwendiges kolonisatorisches Hilfsmittel, dessen eigentliche Ursache und zugleich Zweck die Verdichtung der Siedlungen und die Ausnutzung der Wirtschaftsreserven darstellt.

Wie die vorstehenden Abschnitte zeigen, ist für die Ansetzung lebensfähiger *Dauer-siedlungen* das gegenseitige *Ineinandergreifen von Land- und Forstwirtschaft* eine der tragenden Voraussetzungen. Eine schematische Trennung zwischen Land- und Forstarbeit kann daher nicht vorgenommen werden. Existenzformen, die auf dieser Verflechtung beruhen, gibt es zwar auch in südlicheren Lebensräumen häufig, sie stellen aber dann nur eine von vielen möglichen Existenzformen dar. In Lappland ist es dagegen die einzige Form bodengebundener Sesshaftigkeit, der man die „erzgebundene“ Sesshaftigkeit gegenüberstellen kann. Diese letztere hat zwar viele Menschen, stellenweise die große Mehrzahl, hinaufgebracht und zur Niederlassung in Lappland veranlaßt, aber ihr haften die soziologischen Gefahren der reinen *Industriebevölkerung* und der Verstädterung in einem Raume wie Lappland ganz besonders an, weil die Anreize zu einer Verwurzelung der Menschen in dieser Landschaft nur mehr sehr spärlich sind. Hohe Löhne, die Befriedigung hoher sozialer und zivilisatorischer Ansprüche sind einige der Vorbedingungen dafür, daß industrielle und städtische Bevölkerung inmitten der kargen Natur wohnen bleibt. Und doch ist die Unsicherheit, die den auf Bergbau unmittelbar fußenden Gemeinwesen auch hier eigentümlich sein wird (politische Einflüsse, Konkurrenz, Rohstofferschöpfung), nicht wegzudenken. Auf lange Sicht hin ist daher bevölkerungspolitisch nicht die extreme Verdichtung um die Erzbergbauzentren entscheidend, sondern die gleichmäßige, schrittweise Erhöhung der *Bevölkerungsdichte* in den weiten Räumen, die der land-

forstwirtschaftlichen Kolonisation unmittelbar offen stehen. Auch dabei haben sich Rückschläge gezeigt, die vor allem zu einer Auswanderung oder Rückwanderung der untauglichen Siedler führten oder die automatisch von den Bergbauzentren wie von einem Magneten aus der breiten, wenn auch dünnen Siedlerschicht herausgezogen wurden. Was bleibt, sind Menschen, die im harten Lebenskampf an der physischen Grenze der bodengebundenen menschlichen Wirtschaft stehen und allmählich auf die staatliche Hilfestellung, die ihnen in gesetzgeberisch unterschiedlicher Form für den Anfang geleistet wird, verzichten können. Der Staat muß, um den Siedlern einen Anreiz zu bieten, mit Steuererleichterungen und der Aussicht, die Siedler bald zu Eigenbesitzern werden zu lassen, arbeiten. Im Prinzip hat dieser Grundsatz auch schon früher, als die südlicheren Gebiete noch offenes Kolonisationsgebiet waren, gegolten*).

Mit der Verstärkung der Siedlungsdichte rückt dann eine der wichtigsten Erleichterungen der weiteren Existenz in das Bereich der Möglichkeit: die *gemeinschaftliche Arbeitsleistung*. Man denke nur an Verbesserungsarbeiten mit großem Arbeitsaufwand wie Moorentwässerungen, Rodungen, Drainagen, Hausbauten, Zaunbauten, Wegebau, Schadenverhütung und -bekämpfung usw., um den Wert dieser Gemeinschaftsleistungen zu begreifen. Im dichter besiedelten Süden mit seinem soziologisch bereits differenzierten Gefüge der Bevölkerung sind Gemeinschaftsleistungen nur mehr Rudimente früherer Dorfverfassungen (z. B. kann man hier an das Sennwesen denken!). Hier im Norden wird dagegen erst langsam ein Zustand erreicht, in dem solche Gemeinschaftsarbeiten überhaupt erst durchführbar werden. Was in den Altgauen der Kernländer durch die Entwicklung der Bevölkerungsdichte und des Verkehrs überholt und historisch ist, entspricht im heutigen Kolonialland des Nordens erst dem Wunschbild der nächsten Zukunft. Charakteristisch ist auch, daß z. B. die Flurregelung (storskifte) in den Gemeinden Lapplands meist noch nicht oder nur zugunsten weniger Großbesitzer durchgeführt ist; das bedeutet einen Nachteil für staatlich gelenkte Neusiedlung. Auch dabei wird die Entwicklung örtlich sehr verschieden rasch fortschreiten und einen breiten Übergangsaum aufweisen. Wir müssen uns auch immer vor Augen halten, daß daneben die innere Kolonisation durch Aufteilung bestehenden Besitzes in den altbesiedelten Gauen nach wie

*) Vgl. Schott 1941, Wolf 1939.

vor fortschreitet. Bei einer Bevölkerungsdichte von 0,1 E/qkm, wie sie in den Waldgebieten Innerlapplands noch häufig und ausgedehnt anzutreffen ist, ist die Verwirklichung des Gedankens der Gemeinschaftsleistung noch gar nicht denkbar, erst bei 3—5 E/qkm läßt sie sich schätzungsweise in die Tat umsetzen. Dieser Wert wird aber zurzeit nur an wenigen Agglomerationsstellen in günstigen Talungen (Abb. 12) erreicht bzw. überschritten, und dort äußert sich dann auch die Gemeinschaftsarbeit, vielfach noch unterstützt durch die Tatsache verwandtschaftlicher Bindungen zwischen benachbarten Kolonistenhöfen. Man darf aber nicht annehmen, daß die Bevölkerungsdichte solche Werte in größeren Räumen wesentlich überschreiten kann, weil die notwendigerweise immer extensive Wirtschaftsbasis räumliche Grenzen setzt, wie eingangs dargelegt wurde. Es ist daher auch unmöglich, in Lappland in nennenswertem Umfange eine moderne Dorfstruktur zu erwarten. Im einzelnen spielen bei dieser wichtigen Frage auch volkpsychologische Faktoren hinein, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Es braucht im Zusammenhange mit dem eben Gesagten nur die Bedeutung gestreift zu werden, welche in einem menschenarmen Raume jeder geringfügigen Vermehrung der Bevölkerung in *strategischer* Hinsicht zukommt. Ein mit Menschen besser erschlossenes Staatsgebiet ist im Ernstfalle auch von den Verteidigungsmitteln des Mutterlandes besser durchblutet. Die gegenwärtigen Kriegserfahrungen in Finnland haben gelehrt, wie entscheidend hier der vom Einzelindividuum ausgehende, aber von nationalem Verantwortungsbewußtsein gelenkte Einsatz sein kann. Ebenso ist auch in der ganzen Wirtschaftsführung zwar der Individualismus eine aus den Umweltfaktoren verständliche Einstellung, die aber die Gemeinschaftsleistung, wo sie nötig und möglich ist, nicht ausschließt. Daß die Verteidigung der nordeuropäischen Kolonisationsräume, wenn überhaupt, dann nur gegen Rußland einen Sinn hat, ergibt sich aus der geographischen Lage einerseits und den historischen Bestrebungen russischer Regierungen andererseits. In dieser Beziehung haben daher die finnischen Staatsgebiete innerhalb Lapplands bisher den Hauptdruck auszuhalten gehabt, und ihre Erschließung ist also zugleich eine Entlastung der anschließenden norwegischen und schwedischen Hoheitsgebiete. Diese Lage ist insofern unnatürlich, als die jetzige Ostgrenze Nordfinnlands nicht mit einer natürlichen Grenze des Kolonisationsraumes zusammenfällt. Die von Finnland

erstrebte natürliche Abrundung eines Lebensraumes mit der Grenze durch die Seensenke von Ladoga-Onega würde dann die Hauptgefahr für Lappland bannen, die sich bisher aus der unnatürlichen Ostgrenze ergab.

Die *völkischen Verhältnisse* Lapplands, die verwickelter sind als man anzunehmen geneigt ist, üben einen verschieden starken Einfluß auf den Gang der Kolonisation aus. Die Ausgangslage ist die folgende: Die nomadisierenden *Renntierlappen*, die ursprünglich, d. h. vor dem Vordringen der Skandinavier und Finnen, ganz Nordschweden und Innerfinnland durchstreiften, mußten in die weniger zugänglichen Teile Nordeuropas weichen, von wo aus allerdings in jüngerer Zeit auch stellenweise wieder rückläufige Bewegungen stattfanden. Der Vorgang der Zurückdrängung ist also schon sehr alt, in Finnland so alt wie die Geschichte der Finnen selbst. Die Eismeerküste dagegen war weniger als Ausgangspunkt einer frühen, umfangreichen Kolonisation des Inneren und damit einer Zurückdrängung der Lappen geeignet, und demzufolge liegen heute auch die Rückzugsgebiete der Lappen der Eismeerküste stark genähert. Die Hochgebirge bieten außer zufälliger Bergbaunutzung einer anderen Wirtschaftsform als dem Renntiernomadismus ohnedies keine Grundlage, sie wurden daher die Rückzugsgebiete des Lappentums, von denen aus die Sommerwanderungen zu den Küstenweideplätzen an der atlantischen Küste nur kurz sind, wenn auch im einzelnen gesetzlich geregelt und örtlich beschränkt.

Die Zurückdrängung ging in verschiedenen Formen vor sich: planmäßig, willkürlich, unter Zwang oder auch unabsichtlich; manche Teile der Lappen wurden auch zusammen mit den Siedlern sesshaft (Abb. 13) und nährten sich kümmerlich von Ackerbau und Rindviehzucht, oft noch unter Beibehaltung einer Renntierherde, die dann einer wandernden Familie angegliedert wurde. Andere Teile widmeten sich schon frühzeitig dem Fischfang (z. B. in der Umgebung des Inarisees, im Luttogebiet, am Eismeer). Sie gingen fast ausnahmslos im vordringenden Finnentum auf, zumal das Lappische einen früh übernommenen Sprachzweig der finno-ugrischen Sprachgruppe bildet und daher Verwandtschaft mit dem Finnischen aufweist. Obschon die Lappen rassisch einer mongoloiden oder paläarktischen Gruppe angehören und daher zu den nordisch-ostbaltischen Finnen in einem physisch-anthropologischen Gegensatz stehen, sind sie vielfach im nordfinnischen Volkstum aufgegangen, wohl in-

folge der sprachlichen Verwandtschaft sowie zahlenmäßiger und kultureller Unterlegenheit.

Die Verhältnisse werden nun dadurch entwickelt, daß diese Assimilation nur zwischen Lappen und Finnen stattgefunden hat, jedoch nicht nennenswert zwischen Lappen und Skandinaviern. Lediglich die schwedische und norwegische Sprache hat sich auch unter den Lappen ausgebreitet, soweit sie den beiden Staaten als Untertanen angehören. Die Sonderstellung des *Finnischen* hat sich nun besonders dadurch ausgeprägt, daß die finnische Kolonisationswelle, gedrängt durch Hunger und Bedrückung in der Heimat, schon früh weit über finnisches Staatsgebiet hinübergriff und nicht nur ganz Finnmarken, also norwegisches Hoheitsgebiet, sondern auch große Teile der schwedischen Provinz Norrbotten etwa bis zur Erzbahn überflutete. Das Finnische hat damit die beherrschende Stellung in Lappland inne und schiebt sich in Finnmarken bzw. Norrbotten als geläufige Umgangssprache zwischen das restliche Lappische und die Staatssprache. Mit der Sprache sind aber auch finnische Sitten und Gebräuche vorgedrungen, die zwar vielfach die Skandinavier als Vorbilder erkennen lassen (Abb. 10), aber dank der Zähigkeit und Vitalität des finnischen Volkstums hat das Finnentum in Norrbotten und Finnmarken seine Stellung gefestigt und ist als der eigentliche Kolonisationsträger außerhalb der Bergbaustätten in der Wildnis dieser Teile Lapplands zu bezeichnen. Infolge seines zähen Arbeitseifers und seiner erstaunlichen Anspruchslosigkeit, die sich mit völkischem Selbstbewußtsein und kulturellem Streben verbindet, hat das Finnentum bei der Kolonisationsarbeit manche Vorteile. Der Skandinavier stellt höhere Ansprüche und nimmt die zivilisatorischen Hilfsmittel für das Leben in der Wildnis gern stärker in Anspruch. Dementsprechend macht sich der Unterschied zwischen skandinavischer und finnischer Kolonisation in mancher Beziehung geltend (Abb. 3). Lediglich die finnischen Kolonien in den Wäldern Värmlands, Dalarnas und Sölors sind infolge ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit schließlich in dem sie umgebenden schwedischen, bzw. norwegischen Volkstum aufgegangen: sie sind auch älter und beruhen auf der Auswanderung unter der drückenden Statthalterschaft Klas Flemings in Finnland um 1600.

Der *skandinavische Einfluß* auf das Aussehen der lappländischen Kolonisation in Finnmarken und Norrbotten ist hauptsächlich verknüpft mit der Erhöhung des Lebensstandards, mit der verkehrstechnischen Öffnung

des Landes und mit der bergbaulichen Betätigung (Abb. 8, 9). So besteht also in diesen Kolonisationsräumen eine Nationalitätenfrage, die zwar politisch kein großes Gewicht besitzt, aber für den Werdegang und Erfolg der Kolonisation von Bedeutung wurde. Der bisherige Ablauf der Siedlung in Lappland hat den *Finnen* einen beachtlichen *Vorsprung* verschafft, und man muß auch berücksichtigen, daß der staatlich zu Finnland gehörige Teil Lapplands, trotz seiner zurückbleibenden Entwicklung unter russischem Regime von 1809 bis 1917, heute kolonisationsmäßig den Verhältnissen in den benachbarten skandinavischen Anteilen nur wenig nachsteht, obwohl der Impuls der Erzlagerstätten in Nordfinnland fehlt. Immerhin erklärt sich noch mancher Unterschied aus der Tatsache, daß Norwegen und Schweden zur Entwicklung ihrer nördlichen Räume eine jahrhundertlange, außenpolitisch ungestörte Periode genossen, die Finnland erst von 1918—1939 besaß.

Wir fassen zusammen und blicken aus! Lappland steht mitten in der Entwicklung, die im Augenblick durch den Krieg unterbrochen ist, deren Lebensfähigkeit aber bei der gegebenen Einschränkung der Zufuhr und der Transportmittel auf eine Art unfreiwillige Bewährungsprobe gestellt wird. Die Zukunft wird die begonnene Entwicklung vielleicht weniger schnell fortsetzen, das läßt sich jetzt nicht voraussagen. Wie dem auch sei, die Aussichten für eine weitere Nutzung der lappländischen Kolonisationsräume sind sowohl im Bereich der entscheidenden landwirtschaftlichen Siedlung wie der bergbaulichen Erzeugung gegeben, wenn auch die Grenzen von der Natur eng gezogen sind. Die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Unterschiede zwischen Schwedisch und Finnisch Lappland werden sich langsam verwischen, da der kolonisationsmäßige Vorsprung Schwedens einerseits rasch aufgeholt wird und andererseits finnisches Volkstum in Schweden sesshaft ist. Norwegisch Finnmarken wird wie bisher unter seiner mangelhaften Verbindung mit dem Mutterlande leiden, während es zudem auf der Landseite durch politische Grenzen und lebensfeindliche, unwirtliche Hochflächenstücke von dem übrigen Lappland abgeschnitten ist. Damit wird sich der Gegensatz zwischen den gut von S her aufgeschlossenen Räumen in Nordschweden-Nordfinnland und dem schlecht vom Eismeer her erreichbaren Finnmarken im Laufe der Zeit verschärfen. Der Vorgang des Aufgehens von Kolonialland im Kernland ist in Nordeuropa nun schon seit Beginn unserer Zeitrechnung fort-

schreitend im gleichen Sinne zu verfolgen, er wird auch vor den Toren der jetzt noch als reines, ausschließliches Kolonialland erscheinenden Räume in Nordschweden und Nordfinnland nicht Halt machen, während man sich das bei dem abseitigen Finnmarken nur schwer vorstellen kann.

Schrifttum

zu den behandelten Fragen:

a) für Lappland insgesamt:

Schott, C.: Agrarkolonisation und Holzwirtschaft der nordischen Länder. Lebensraumfragen europ. Völker I. 1941.

Blüthgen, J.: Lappland. Eine landeskundliche Übersicht. ZfErdk. 1938.

Kortlandt, A.: Lapland. En sociaal-geografische studie naar aanleiding van reizen in 1934 en 1935. TijdschrKonNederlAardrGen. 1939.

Gredner, W.: Die fennoskandische Bergwirtschaft und Europa. Lebensraumfragen europ. Völker I. 1941.

Blüthgen, J.: Grundzüge der Landwirtschaft in Lappland, besonders in Finnisch-Lappland. GeogrZ. 1941.

Braun, G.: Nationalitätenfragen in Nordeuropa. ZfGeopol. 1927.

Ehrensward, C. A.: Fennoskandiska kalotten! Några militärpolitiska synpunkter. Nordisk familjeboks månadskrön. 1938.

b) für Schwedisch Lappland:

Norrländsk handbibliotek. Uppsala. Seit 1906. Zwanglose Reihe über Einzelprobleme Schwedisch Norrlands.

Ahlmann, H. W.: The economical geography of Swedish Norrland. GeogrAnn. 1921.

Blüthgen, J.: Die Methoden der Erschließung Lapplands. PetMitt. 1937.

Hole, E.: Kolonisationen i Norrland och några därmed sammanhängande spörsmål. Svenska mosskulturför. tidskr. 1926.

Westerlund, H. G.: Mitt nybyggerår i Lappland. Stockholm 1937.

Hultblad, F.: De första nybyggarna i Jokkmokks och Gällivare socknar. Norrbotten 1940.

Bergfors, G.: Från pörten och renvallar. Bilder från Norrbottens finnbygd och Lappmark. Stockholm 1934.

Axelsson, C. A.: De finska nybyggarna i Örträsk. Västerbotten 1939.

Schott, C.: Die skandinavischen Erzlagerstätten und ihre Bedeutung für Europa. GeogrZ. 1941.

Steckzen, B.: Ur de norrbottniska malmfältens historia. Norrl. försvar 1939.

Rosen, G.: Väg och bygd i Västerbotten. Sv. Turistför. Arsskr. 1937.

Ploman, F.: Om ödebygdsvägarna i Norrland. Sv. Vägför. tidskr. 1928.

c) für Finnisch Lappland:

Auer, V., u. *Jutikkala, E.*: Finnlands Lebensraum. Das geographische und geschichtliche Finnland. Berlin 1941.

Schrepfer, H.: Nordfinnland als Siedlungs- und Wirtschaftsraum. ZfErdk. 1940.

Wolf, A.: Kolonisation der Finnen an der Nordgrenze ihres Lebensraumes. Schr. Geogr. Inst. Kiel X, 1. 1939.

Jokinen, P.: Untersuchungen über die Ansiedlung in den finnischen Staatsforsten. Silva Fennica 49. 1939.

Ilbessalo, Y.: Growth of natural normal stands in central North-Suomi (Finland). CommInstForest Fenn. 24, 2. 1936.

Keränen, J.: Conditions of temperature at the northern most limits of trees and some bushes in Finland. Acta forest. fenn. 40. 1934.

Kriesche, U.: Die Bodenschätze und ihre Bedeutung für die Erschließung Finnisch Lapplands. Umschau 1939.

Jankuhn, F.: Politisch-geographische Betrachtungen über Lappland. ZfErdk. 1938.

d) für Norwegisch Lappland (Finnmarken):

Helland, A.: Norges land og folk XX. Finnmarkens Amt. 3 Bde. 1905.

Reusch, H.: Folk og natur i Finnmarken. Kristiania 1895.

Espeland, A.: Tun og teig. Av den norske bosetnings historie. Skien 1931.

Hovde, Bj.: Landbruket i Nord-Norge, dets stilling og muligheter. Tidskr. f. d. norske landbruk 1938.

Aasvejen, H.: Dyrkning av Grønnsaker og Baer (spesielt for Nord-Norge). Oslo 1930.

Fjaervoll, K.: Korndyrking i Troms og Finnmark. Sortförsök med bygg. Landbruksdir. årsmelding 1938. Oslo 1939.

Glømme, H.: Vår dyrkningsjord. Ny Jord 1935 bis 1936.

Renbeteskommissionen 1908—1909. Dokumenter angående flyttlapparne. Kristiania 1909.

Baalsrud, A.: Veien gjennom Nord-Norge. Nord. tidskr. 1933.

Holmsen, A.: The Mining Industry in Norway. Norsk geogr. tidskr. 1939.

Vreim, H.: The ancient settlements in Finnmark-Norway. Cabins and tents. Folkliv 1937.

Rosberg, J. E.: Finnarna i Tromsö Amt. Terra 1915.

Friis, J. A.: Etnografiske kart over Finnmarkens Amt. Christiania 1888.

Östberg, K.: Finnskogene i Norge. Norsk geogr. tidskr.. III, IV 1931/32.

Johnsen, O. A.: Finnmarkens politiske historie. Norsk Vidensk.-Selsk. Skrifter, Histor.-filol. Kl. 1922. II, 3. Kristiania 1923.

Sächsische Bergleute gründen um 1530 die ersten Bergwerke in Amerika

Von Carl Liesegang

Glückauf! Mein Vaterland!
Wohl keh' ich dereinst zurück,
Zu suchen häusliches Glück,
Das ich hier nirgends fand.
Fremd ist, was ich erschauete,
Der Pflicht allein ich traue —
Glückauf! Mein Vaterland!

(Altes sächsisches Bergmannslied.)

Im August des Jahres 1528 segelte von Hamburg ein Schiff elbabwärts, auf dem sich 24 im Dienste des Augsburgers Kaufmannshauses der Welser stehende Bergleute befanden, die erst wenige Wochen zuvor von Sachsen aus zu Schiffe die Elbe hinunter bis Hamburg gekommen waren. Jetzt waren sie auf der Reise über Antwerpen nach Spanien, um von dort aus weiter übers Meer in die neue indianische Welt zu fahren, die erst wenige Jahrzehnte vorher von Columbus entdeckt worden war und über die abenteuerliche Gerüchte von fabelhaften Reichtümern an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen in aller Munde waren.

Die wirtschaftlich und politisch weitblickenden Welser in Augsburg, die bei dem spanischen König und deutschen Kaiser Karl V. in hoher Gunst standen, hatten schon frühzeitig in den neuen amerikanischen Ländern Rechte zur Anlage von Handelsniederlassungen und Pflanzungen auf der Insel Haiti und zu Entdeckungsreisen und kolonialen Gründungen auf dem südamerikanischen Festlande in Venezuela erworben und gingen mit kühnem Wagemut daran, die unbekanntenen Gegenden zu erforschen und zu erschließen. In San Domingo auf Haiti besaßen sie seit 1525 eine von ihren Bevollmächtigten Ambrosius Ehinger (geboren 1500 zu Konstanz, gestorben 1533 in Chinacota in Columbien) und Dalfinger aus Ulm geleitete Faktorei und eine Zuckerrohrpflanzung bei San Juan de Maguana am Rio de Neyba. Diese Handelsniederlassung war der Stützpunkt, von dem aus sie auf der Insel und darüber hinaus auf dem Festlande in Mexiko und in Venezuela ihre weitgehenden kolonialen Pläne betreiben wollten. Unerschöpfliche Reichtümer an Gold-, Silber- und Kupfererzen sollten die Berge der bisher

nur in einigen Inseln und an wenigen Küstenstreifen des Festlandes entdeckten Länder enthalten. Besonders auf der Insel Haiti waren reiche Goldvorkommen in den Flüssen und Bergen vorhanden. Davon hatten die Eingeborenen Columbus schon bei seiner Landung auf Cuba erzählt, was ihn veranlaßte, mit eingeborenen Führern von Cuba ostwärts nach Haiti zu fahren, wo er am 6. Dezember 1492 an der Nordküste landete. Auch die dortigen Eingeborenen bestätigten ihm, daß in den weiter südlich gelegenen Cibao-Bergen viel Gold gefunden werde. Als Columbus auf seiner zweiten Reise Ende 1493 wieder nach Haiti kam, schickte er sofort mit indianischen Führern einige seiner Leute in das Bergland von Cibao, die dort im Dezember 1493 in den Bächen und Gesteinen die ersten Goldlagerstätten der neuen Welt fanden *). Am 15. März 1494 besichtigte Columbus selbst die Goldlager von Cibao, wo inzwischen auch ein Kupfervorkommen entdeckt worden war, und legte zum Schutze des Landes die Niederlassung San Thomas an. Im nächsten Jahre fanden die Spanier an einigen anderen ihnen von den Eingeborenen bezeichneten Orten im Süden der Insel am Hayna-Fluß in der Nähe der im folgenden Jahre erbauten Stadt San Domingo ebenfalls Gold in Gebirgsbächen und gründeten dort die Befestigung San Cristobal. Um 1505 entdeckte man dann den reichen Goldbezirk von Cotoy, der viele Jahre reiche Ausbeute lieferte und in dem auch Kupfer gefunden wurde, ferner 1520 das nördlich von San Domingo liegende Goldvorkommen von Buenaventura. Später wurde auch gutes Eisen erz gefunden, das aber nicht abgebaut wurde,

*) Der spanische Geschichtsschreiber Petrus Martyr, ein Zeitgenosse des Columbus, schreibt in seinem Werke „De orbe novo“ — vergleiche Marius André, „Das wahre Abenteuer des Christof Columbus“, aus dem Französischen übersetzt von Johannes Eckardt, Wien u. Leipzig 1927, S. 269 — über diese Goldfunde im Cibaogebiet: „Die Minenarbeiter siebten die trockene Erde, die sie an mehreren Stellen aufgelesen hatten, und behaupteten, sie hätten in dieser Erde eine so große Menge Gold gefunden, daß ein Minenarbeiter, der sich mit dieser Arbeit beschäftigt, leicht drei Golddrachmen im Tag erzielen könnte.“

und ein Silbererzgang. Das Silber ist eine Zeitlang gewonnen, verhüttet und zur Prägung von Münzen verwendet worden. Zur Weiterverarbeitung des von den Eingeborenen gebrachten und des in den Flüssen gewaschenen Goldes wurden bereits bis zum Jahre 1505 auf Haiti 5 Goldschmelzen, Probieranlagen und Münzanstalten angelegt: zwei im Süden in Buenaventura für die Goldfunde von San Christobal, zwei im Norden in der Stadt Concepcion de la Vega für den Cibao-Bezirk und eine an der Südküste in Azua westlich von San Domingo. „In Spanien erzählte man sich“, so berichtet ein Schriftsteller der damaligen Zeit, „daß man in kurzer Zeit und ohne Mühe in dieser Kolonie große Reichtümer erwerben könne. Es waren nicht genug Schiffe vorhanden, um alle Leute aufnehmen zu können, die sich drängten, an der Jagd nach diesen Schätzen teilzunehmen.“

Schächte oder andere ordnungsmäßige Bergwerksanlagen haben die Spanier in den ersten Zeiten nach der Inbesitznahme des Landes nicht angelegt, auch wurden keine größeren bergmännischen Arbeiten ausgeführt. Das in den ersten Entdeckerzeiten nach Europa gebrachte Gold war von den Spaniern nicht etwa durch Bergbau gewonnen worden, sondern den Eingeborenen als Beute oder Lösegeld oder durch Tausch abgenommen worden. Sehr viel stammte auch von Schmucksachen aus alten Gräbern und aus den reichen Tempelschätzen. Außerdem wurden die Indianer gezwungen, monatlich bestimmte Mengen an Gold als Steuern abzuliefern. Erst später, als die von den Eingeborenen gebrachten Mengen geringer wurden, ging man dazu über, das Gold durch Sklavenarbeit in den Bergen schürfen und gewinnen und in den Flüssen waschen zu lassen. Aber auch hierbei leisteten die Spanier selbst keine oder doch nur geringe eigene Arbeiten, sondern zwangen die Eingeborenen dazu. Die Indianer waren aber zu derartigen schweren körperlichen Arbeiten ungeeignet, wurden krank und starben dahin. Daher fing man schon im Jahre 1510 damit an, die ersten Negersklaven von der afrikanischen Guineaküste heranzuholen und später, seit etwa 1517, immer größere Scharen von Negern einzuführen. Von bergmännischen Grubenbauen war aber auch jetzt noch keine Rede. Das Gold wurde oberflächlich und planlos da gewaschen oder gegraben, wo man es fand *). Die Haupt-

*) Der spanische Historiker Herrera berichtet, daß, „als zwei Spanier, Diaz und Garay, sich zusammengethan, um in den Bergwerken St. Christoph arbeiten zu lassen, so hätte einer von ihren Sklaven, welcher am Ufer des Flusses Hayna sein

sache war, mit wenig eigener Mühe und Kenntnissen und durch billige Sklavenarbeit in kurzer Zeit möglichst viel Gold zu erbeuten und dann wieder nach Spanien zu fahren, um davon zu leben. Auch die Neger waren zur Grubenarbeit schlecht zu gebrauchen, sondern eigneten sich besser als Arbeiter in den damals aufkommenden Zuckerrohrpflanzungen der Insel. Es hat auch wohl an der richtigen technischen Leitung gefehlt, und so wurden manche Gewinnungsorte bald wieder eingestellt und verlassen.

Für die Welser lag der Plan, in dem neuen Kolonialreiche neben ihren Handelsgeschäften und Pflanzungen auch sachkundigen Bergbau zu treiben, deswegen nahe, weil sie auch in Deutschland in Joachimsthal im sächsischen und böhmischen Erzgebirge und in Schwaz in Tirol Bergwerke hatten, sowie auch im nordwestlichen Spanien in der Provinz Galicia, wo deutsche Bergleute für die Welser arbeiteten, ebenso wie schon seit 1525 deutsche Bergleute in dem berühmten spanischen Quecksilberbergwerk zu Almaden, das bis 1645 an das Augsburger Kaufmannshaus der Fugger verpachtet war, tätig waren. Da die spanischen Herren in den Ländern der neuen Welt über keine bergmännischen Kenntnisse verfügten und die indianischen und afrikanischen Sklaven ohne Anleitung keinen ordentlichen fachmännischen Bergbau treiben konnten, sondern nur oberflächliche Gräbereien ausführten, beschlossen die Welser, deutsche Bergleute heranzuholen. Der spanischen Regierung war

Frühstück essen wollen, sichs einkommen lassen, mit einem Stocke in die Erde zu stoßen, da er dann etwas sehr hartes geföhlet. Er entdeckete es gänzlich. Es war Gold. Ein großes Geschrey, welches der Sklave vor Erstaunen, ein so großes Goldkorn zu sehen, ausstieß, machte, daß seine Herren sogleich hinzueilten. Sie sahen es mit nicht geringer Verwunderung. Garay ließ vor Freuden ein Schwein schlachten, und solches seinen Freunden auf diesem Klumpen vorsetzen, welcher so groß war, es ganz zu fassen; und er rühmete sich dabey, daß er eine prächtigere Schüssel hätte, als die katholischen Könige. Bovodilla (im Jahre 1500 Generalstatthalter von Hispagnola, dadurch bekannt, daß er Columbus gefangen nehmen und in Ketten gefesselt nach Spanien schickte) kaufte es für ihre Majestäten. Es wog dreytausend und sechshundert Goldthaler; und die Goldschmiede urtheilten, nachdem sie es untersucht hatten, es würde beym Schmelzen nur dreyhundert Abgang leiden. Man sah daselbst noch einige Steinadern, die aber nur Flecken waren und nicht tief giengen. Da diese Entdeckung ohne Beyspiel war, so kann man leicht urtheilen, wie sehr sie die Hoffnung derjenigen aufgemuntert, die sich mit eben der Untersuchung beschäftigten.“ (Nach Prevost, Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, Leipzig bey Arkstee und Merkus 1755, Band XIII, Seite 120.)

es sehr erwünscht, deutsche Bergleute, deren technisches Wissen und Können schon damals überall hoch eingeschätzt wurde, in die neuen Länder jenseits des Ozeans, insbesondere nach Haiti und in die noch zu erforschenden Gebiete in Süd- und Mittelamerika zu bekommen, denn eine Abmachung über die Entsendung von etwa 50 Bergleuten aus Deutschland gehört mit zu den ersten Verträgen, die zwischen den spanischen Behörden und den Welsern abgeschlossen worden sind, als Venezuela ihnen 1526 von Karl V. zu Lehen gegeben wurde. Es wurde ausdrücklich festgelegt, daß die Deutschen als Lehrmeister (*maestros mineros*) für die Europäer und als Vorarbeiter für die Eingeborenen tätig sein und in allen kolonialen Provinzen und auf allen Inseln nach Erzlagerstätten forschen und Aufschlußarbeiten machen sollen: „*mineros alemanes, para que con su industria y saber se hallan las minas de oro y plata y otros metales en las tierras e islas*“, wie es in dem heute noch vorhandenen spanischen Original heißt. So sollen schon 1527 mit einer großen Welserschen Expedition von 4 Schiffen mit 400 Seeleuten, Soldaten und Ansiedlern auch 25 Bergleute von San Lucar de Barameda, dem Hafenplatz unterhalb Sevillas an der Mündung des Guadalquivir, ausgereist sein, die Ende des Jahres in San Domingo ankamen und zum Teil dort blieben, zum Teil nach Venezuela weiterfahren, wo nach Mitteilungen der Indianer weiter im Innern in den hohen Schneegebirgen (jetzt Sierra Nevada de Santa Marta in Nordost-Columbien) viel Gold vorhanden sein sollte. Viele von ihnen sind bei den anstrengenden und gefährlichen Reisen durch Kämpfe mit den Eingeborenen oder durch Krankheiten umgekommen oder verschollen. Einzelheiten über ihre bergmännischen Arbeiten oder Funde sind nicht bekannt. Etwas mehr wissen wir von einer zweiten Gruppe, die — wie schon eingangs erwähnt — 1528 von Deutschland nach Amerika auszog. Diese Bergleute waren auf Grund des oben genannten Vertrages, der von Hieronymus Seiler, dem Bevollmächtigten der Welser, in Burgos in Spanien mit der Regierung im Januar 1528 abgeschlossen worden war, durch einen in Leipzig tätigen welserschen Agenten Hieronymus Walther im Juli 1528 in und bei Joachimsthal im sächsischen Erzgebirge angeworben, wo die Welser zusammen mit dem Grafen Schlick an dem dort seit etwa 1516 umgehenden bedeutenden Silberbergbau beteiligt waren. Es gelang unter Mitwirkung der dortigen Bergmeister Hans Reiß und Jörg Neusser 24 Mann zu der abenteuerlichen Fahrt nach der neu entdeck-

ten Welt zu verpflichten, die über Hamburg zunächst bis Antwerpen reisten.

In Antwerpen blieben die Bergleute mehrere Wochen, um auf den welserschen Vertreter Ulrich Ehinger zu warten, der sie bis nach Sevilla weiterbringen sollte. Da dieser aber in Spanien erkrankt war, machten sie auf Anraten und mit Unterstützung der welserschen Agenten in Antwerpen die Reise nach Sevilla allein, wo sie im Oktober oder November 1528 eintrafen und von Ehinger in Empfang genommen wurden. Das Unglück wollte, daß die Krankheit Ehingers, der von Anfang an sämtliche Verhandlungen wegen der Bergleute, über ihre Bezüge, über die Dauer der Dienstverpflichtung und über die sonstigen Einzelheiten geleitet hatte, während der Reisevorbereitungen sich verschlimmerte und daß Ehinger bald darauf in Sevilla verstarb. Die Ausreise verzögerte sich dadurch bis Anfang 1529, nachdem Ende Dezember 1528 neue Abmachungen mit den welserschen Bevollmächtigten Hieronymus Seiler und Heinrich Geßler auf folgender Grundlage zustande gekommen waren: die Kosten der Ausreise trägt die Firma Welser, doch sind die Bergleute gehalten, auf dem Schiffe gegen den üblichen Lohn mithelfend zu arbeiten und im Falle der Gefahr auch als Soldaten das Schiff mit zu verteidigen. Ebenso geht die Rückreise nach mindestens einjähriger Tätigkeit oder bei Krankheit und dadurch entstandener Arbeitsunfähigkeit zu Lasten der Welser. Für die ersten drei Monate des Aufenthaltes in Amerika sollten, da die Art und der Umfang der zu erwartenden Arbeiten noch nicht übersehen werden konnten, nur freie Wohnung und Verpflegung gewährt werden. Erst anschließend daran sollten an Ort und Stelle die Arbeits- und Lohnbedingungen geregelt werden. Doch wurde schon gleich vereinbart, daß alle Bergleute an dem durch den Bergbau erzielten Gewinn mit mindestens einem Sechstel beteiligt werden sollten. Streitigkeiten über die Arbeitsbedingungen oder über die Gewinnbeteiligung sollten durch einen gemeinsamen Schiedsspruch eines Vertreters der Welser und eines Vertreters der Bergleute erledigt werden. Von Bedeutung ist noch die Bestimmung, daß die Bergleute sich verpflichteten, weder für sich noch für andere Personen irgendwelche Arbeiten auszuführen und an niemanden Hilfe oder Rat zu erteilen, woraus den Welsern oder ihrer Gesellschaft Schaden entstehen könne. Völlig klar und erschöpfend war der Vertrag nicht. Es sind daraus später leider auch unerquickliche Streitigkeiten entstanden, die zu gerichtlichen Auseinander-

setzungen in Deutschland geführt haben. Unkenntnis der Verhältnisse in den fremden unbekanntesten Ländern, Abenteuerlust und übertriebene Erwartungen auf mühelos zu gewinnende Schätze und Reichtümer waren auf beiden Seiten mit daran Schuld. Krankheiten durch das ungewohnte Tropenklima und viele dadurch verursachte Todesfälle, falsche Ernährungs- und Lebensweise sowie Streitigkeiten und zum Teil mangelndes Entgegenkommen der spanischen Behörden kamen hinzu.

Anfang des Jahres 1529 kamen die sächsischen Bergleute in San Domingo an und haben auf Haiti nicht nur Goldbergbau getrieben, sondern später auf Grund eines von einem deutschen Bergbausachverständigen erstatteten günstigen Gutachtens auch ein Kupferbergwerk bei Cotoy angelegt. Dieses Unternehmen wurde von einer hierzu gegründeten Gesellschaft, an der außer den Welsern auch ein Mitglied des Rates der Stadt San Domingo namens Francisco Davila beteiligt gewesen sein soll, mehrere Jahre hindurch betrieben und scheint bessere Erfolge erbracht zu haben als die Goldbetriebe, von denen die spanischen Behörden „die Fremden“ möglichst fern zu halten suchten.

Einige der nach San Domingo gekommenen Bergleute wurden von dort nach Mexiko weiter geschickt, wo die Welser ein schon den alten Mexikanern bekanntes und von den Spaniern bei der Eroberung des Landes beschlagnahmtes Silberbergwerk bei Zultepeque, etwa 120 Kilometer südwestlich von der Stadt Mexiko gelegen, betrieben haben. Im Jahre 1542 haben die Welser das Bergwerk und die verbundene Schmelzhütte, auf denen 12 Weiße als Angestellte und Aufseher und eine große Zahl von Sklaven tätig waren, an einen Deutschen mit Namen Hans Kromberger verkauft, der vorher längere Zeit in Sevilla ansässig war und von dort nach Mexiko auswanderte, wo er die erste Buchdruckerei eingerichtet und betrieben hat *). Die Welser blieben aber auch weiterhin zunächst noch an dem Werke technisch und geldlich beteiligt.

Eine dritte Schar von etwa 24 Bergleuten aus dem sächsischen Erzgebirge, dazu auch ein Zimmermann aus Spangenberg in Hessen, wurde im Februar 1529 angeworben und verließ am 2. Oktober des gleichen Jahres San Lucar de Barameda bei Sevilla auf einem welserschen Schiffe mit 123 Soldaten unter dem

*) Eines der besten Quellenwerke aus der spanischen Entdeckerzeit, das Buch des C. de Oviedo y Valdes, „La Historia general de las Indias“, ist im Jahre 1535 in Sevilla von J. Kromberger gedruckt worden.

Befehl von Nikolaus Federmann, erreichte Ende Dezember San Domingo, wo der größte Teil der Bergleute blieb, und landete im Januar 1530 in der Gegend von Paraguana an der Küste von Venezuela. Die Erlebnisse auf dieser weit in das Innere des Landes bis in das Hochland von Columbien vorgedrungenen Entdeckungsreise hat Federmann in einem nach seinem Tode von seinem Schwager Hans Kiffhaber zu Ulm herausgegebenen, 1557 zu Hagenau gedruckten Buche unter dem Titel „Indianische Historia“ selbst beschrieben.

Der letzte Transport von deutschen Bergleuten scheint im April 1530 in San Domingo angekommen zu sein. Dabei sollen sich außer den Leuten von Joachimsthal auch einige Bergleute aus Schwaz in Tirol, einer damals sehr bedeutenden Bergbaugegend, befunden haben.

Aus den heute noch im Sächsischen Staatsarchiv vorhandenen Prozeßakten über die bereits oben erwähnten Streitigkeiten zwischen den Welsern und den Bergleuten geht hervor, daß mehrere von den Bergleuten, die von 1531 bis 1534 nach Deutschland zurückkehrten, sich durch zu geringen Verdienst geschädigt glaubten und die Welser auf Schadenersatz verklagten. In diesen Akten findet sich eine Aufstellung des welserschen Rechnungsbeamten Sebastian Rentz in San Domingo, wonach für die „deutschen Berggesellen“ in Haiti bis zum Jahre 1534 Ausgaben in Höhe von 2033 pesos 6 tomines und 8 grans, das sind etwa 3800 rheinische Gulden, gemacht worden sind. Weiterhin werden die Gesamtkosten an Löhnen, Verpflegung, sonstigem Unterhalt und ärztlicher Behandlung für die Bergleute während der ganzen Zeit der bergbaulichen Unternehmungen mit 10 000 Gulden berechnet. Mit den meisten Klägern kam es nach dem Eingreifen des Herzogs von Sachsen als Landesherrn der Bergleute und mit Unterstützung des Grafen von Schlick als Mitbesitzers der Bergwerke bei Joachimsthal zu Vergleichen. Interessant ist dabei, daß einer der Bergleute, Sixtus Enderlein, dem es in Amerika anscheinend in keiner Weise gefallen hatte und der deshalb bald wieder nach Hause zurückstrebte, zunächst bis Spanien kam und dort, wahrscheinlich wohl weil ihm die Mittel für eine solche in den damaligen Zeiten ganz ungewöhnlich weite und schwierige Reise ausgegangen waren, einige Zeit in einem Bergwerk bei Cordoba in Südspanien, nordöstlich von Sevilla, Arbeit nahm. Von dort ist er dann 1531 nach Joachimsthal zurückgekehrt, wo ihm 10 Gulden Entschädigung zugesprochen wurden. Mehrere andere Kläger, wie z. B. Sigmund Gebhardt, Wolf Gehe, Valentin Landthaus,

Hans Schick und Hans Werner, die, wie Professor Dr. Plischke in seinen Darlegungen über die Bergleute aus dem Erzgebirge zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mittelamerika schildert, weit höhere und wohl auch übertriebene Forderungen stellten, erhielten schließlich im Vergleichswege je 100 Gulden zugesprochen.

Dr. Lothar Enderlein hat in einer aufschlußreichen familiengeschichtlichen Untersuchung zur Sippenkunde des Erzgebirges (veröffentlicht unter dem Titel: „Erzgebirgische und andere deutsche Bergleute vor 400 Jahren im Dienste der Welser-Gesellschaft auf San Domingo und in Venezuela“, Zeitschrift des Erzgebirgsvereins „Glückauf“, 1935, Seite 137) die Namen und Herkunftsorte von etwa 55 Bergleuten aus den im Sächsischen Staatsarchiv befindlichen Prozeßakten festgestellt, die in den Jahren 1528 und 1529 nach Amerika gezogen sind. Der schon genannte Sixtus Enderlein und ein anderer Bergmann, namens Christof Kerer, haben ihre Frauen mit nach San Domingo genommen, die für die ganze Bergmannskameradschaft das Kochen und Waschen übernehmen sollten. Somit sind also die beiden ersten deutschen Frauen, die nach Amerika kamen, zwei Bergmannsfrauen aus dem sächsischen Erzgebirge gewesen. Beide sind etwa 1530 oder kurz danach im fremden Lande fern der sächsischen Heimat gestorben. Auch von den Bergleuten, soweit deren Namen feststehen, sind etwa 17 (das ist beinahe ein Drittel) nicht wieder nach Hause gekommen, sondern in San Domingo in den Jahren 1529 bis 1534 gestorben.

Nach den Forschungen von Konrad Haebler über die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschaften und von Dr. Karl Panhorst über Deutschland und Amerika im Zeitalter der Entdeckungen unter besonderer Beachtung der Unternehmungen der Fugger und Welser, denen beiden wir viele Aufklärungen über diese interessanten Zeiten der ersten deutschen kolonialen Wirtschaftsgeschichte verdanken, hat sich etwa zur gleichen Zeit, als die Welser ihren Bergbau in San Domingo und in Mexiko mit deutschen Bergleuten betrieben, ein anderer deutscher Bergmann aus Sachsen, aber wahrscheinlich ohne Zusammenhang mit den Welsern, namens Tetzl, versehen mit kaiserlichen Schutzbriefen, in Cuba aufgehalten und dort Kupfergruben im Betrieb gehabt. Er verstand es, das Kupfer besonders gut und rein auszuschmelzen, was den Spaniern bisher nicht gelungen war, und wurde daher als Fremder von den spanischen Kolonisten viel angefeindet und von den Behörden bedrängt, sein Verfahren

zu erklären und der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Tetzl scheint, gestützt auf seine Empfehlungen durch die kaiserlichen Schutzbriefe, sehr geschäftstüchtig und geschickt vorgegangen zu sein. Es wird berichtet, daß nach langen Verhandlungen schließlich 1550 zwischen ihm und den spanischen Kolonialbehörden in Cuba ein Vertrag zustande kam, wonach er anderthalb Jahre sein Verfahren für sich allein ausnutzen durfte. Dann sollten von ihm angelebte Sklaven den anderen Kupfergruben und Hütten zur Verfügung gestellt werden, um sein Verfahren überall ausnutzen zu können. Dafür mußten ihm die Besitzer dieser Werke dauernd 10 Prozent ihres Ausbringens abliefern. Über das weitere Schicksal Tetzls und seiner Unternehmungen ist nichts mehr bekannt geworden.

Auch das groß angelegte Welsersche Kolonialunternehmen war leider nicht von langem Bestande. Die mit vielen Hoffnungen und reichen Mitteln, aber auch mit viel Abenteuerlust und übertriebener Sucht nach goldenen Schätzen und phantastischen Reichtümern und mit rücksichtsloser Vernichtung der Eingeborenen unternommenen Entdeckungszüge in die mörderischen Urwälder von Venezuela und in die wilden Gebirge des Hochlandes von Columbien verursachten große Verluste an Menschenleben unter den Weißen durch Kämpfe mit den Eingeborenen und durch Krankheiten infolge des Klimas und der unerhörten Anstrengungen. Schließlich kam es zu Streitigkeiten mit den spanischen Machthabern und Behörden, die den Deutschen von Anfang an mißgünstig gesinnt waren, und zu Übergriffen und offenen feindlichen Handlungen von einzelnen spanischen Beamten, die zwar später von ihrer Regierung dafür streng bestraft worden sind, was aber leider nicht hinderte, daß die Deutschen nach der Ermordung von Bartholomäus Welser und Philipp von Hutten aus Venezuela verdrängt wurden. Die Welser, die auch schwere wirtschaftliche Verluste erlitten hatten, mußten im Jahre 1556 auf ihre Rechte an Venezuela verzichten, die von Spanien für erloschen erklärt wurden. Schon vorher, wahrscheinlich kurz nach den Jahren 1540 oder 1542, hatten sie ihre Handelsniederlassung in San Domingo mit der Zuckerrohrpflanzung Maguana und später, etwa um 1550, ihre bergbaulichen Arbeiten auf Haiti, insbesondere das Kupferbergwerk bei Cotoy, aufgeben müssen. An den Silbergruben von Zultepeque scheinen sie ebenfalls bis etwa 1550 beteiligt gewesen zu sein. In Venezuela ist es zur Anlage von Bergwerken durch die Welser nicht gekommen. Was bei

den Entdeckungs- und Eroberungszügen in diesen Gegenden an Gold, Silber und Edelmetallen mitgebracht wurde, ist nicht bergmännisch gewonnen, sondern von den Eingeborenen eingetauscht oder ihnen abgenommen worden. Die bei der Expedition anwesenden Bergleute werden vielleicht hin und wieder etwas Gold gewaschen und nach Erzen gesucht haben, regelrechte bergmännische Arbeiten an festen Plätzen oder Niederlassungen konnten aber dort bei den dauernden Kämpfen, mühevollen Reisen und Krankheiten nicht ausgeführt werden.

Die deutsche Kolonialgründung in Südamerika vor über 400 Jahren war nur von kurzer Dauer (1526 bis 1556) und ist über die erste Entwicklung nicht hinausgekommen. Die politischen und wirtschaftlichen Zustände im damaligen Deutschland waren für die Durchführung derartiger Fragen noch nicht reif. Der deutsche Bergmann aber kann stolz darauf sein, daß er bei diesem ersten Kolonialunternehmen deutscher Kaufleute an wichtiger Stelle mitgearbeitet und fern der Heimat trotz der größten Schwierigkeiten sein Wissen und Können erwiesen hat.

Benutztes Schrifttum

- Franciscus Ernestus Brückmann*, Magnalia Dei in Locis Subterranis oder Unterirdische Schatzkammer aller Königreiche und Länder in ausführlicher Beschreibung aller mehr als 1600 Bergwerke durch alle vier Erdteile. Braunschweig 1727.
- W. S. Courtney*, The Goldfields of St. Domingo. New York 1860.
- Pierre François Xavier de Charlevoix*, Histoire de l'Isle Espagnola ou de St. Domingue. Amsterdam 1753.
- Lothar Enderlein*, Erzgebirgische und andere deutsche Bergleute vor 400 Jahren im Dienste der Welser-Gesellschaft auf San Domingo und in Venezuela. — Zeitschrift des Erzgebirgsvereins „Glückauf“. Jg. 1955, S. 137.
- J. Falke*, Sächsische Bergleute auf San Domingo. — Webers Archiv für Sächsische Geschichte, Bd 7 (1869), S. 406/414.
- Nikolaus Federmann*, Indianische Historia, herausgegeben von seinem Schwager Hans Kiffhaber zu Ulm 1557, gedruckt bei Sigm. Bund in Hagenau. — Neu herausgegeben in der Bibliothek des Litterarischen Vereins zu Stuttgart. Bd 47 (1859) von Dr. Karl Klüpfel.
- Arnold Federmann*, Deutsche Konquistadoren in Südamerika. Berlin 1938.
- Konrad Haebler*, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschaften. Leipzig 1903.
- Heinrich Handelmann*, Geschichte der Insel Haiti. Kiel 1860.
- Antonius de Herrera*, Gründliche und vollkommene Entdeckung aller West-Indischen Landschaften, Inseln und Königreiche, aus der Hispanischen Sprache in die deutsche übersetzt, gedruckt zu Frankfurt, in Verlegung Johann Dietrichs de Bry 1623.
- Jules Humbert*, L'occupation allemande du Vénézuéla au 16ième siècle, période dite des Welser. Paris 1905.
- J. G. Lettenmair*, Mineros Alemanos. — Nationalsozialistische Monatshefte, Heft 112, Juli 1939, Seite 292/295.
- V. P. Malouet*, vormaliger französischer Kolonien- und Marine-Administrator, Beschreibung der westindischen Insel San Domingo. — Aus dem Französischen übersetzt. Weimar 1808.
- Karl H. Panhorst*, Nikolaus Federmann und die Entdeckung Neu-Granadas. — Veröffentlichungen des Ibero-amerikanischen Instituts in Hamburg, 1927.
- Karl H. Panhorst*, Deutschland und Amerika, ein Rückblick auf das Zeitalter der Entdeckungen unter besonderer Beachtung der Unternehmungen der Fugger und Welser. München 1928.
- Hans Plischke*, Bergleute aus dem Erzgebirge zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mittelamerika. — Zeiten und Völker, Monatshefte für Volkswirtschaft, Geschichte und Geographie. 1923, S. 151/156.
- Erich Reimers*, Die Welser landen in Venezuela. Leipzig 1938.
- Hermann A. Schumacher*, Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela. — In: Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Bd 2. Hamburg 1892.
- W. Sievers*, Richard Ludwigs Reisen auf Santo Domingo 1888/89. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd 33 (1898). W. H. Kühl, Berlin W 8.
- H. Ternaux-Compans*, Narration du premier voyage de N. Federmann, Hagenau 1557. — Voyages, Vol. 1. Paris 1837/41.
- Hugo Topf*, Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, N. F., Serie 7, Heft 145—168. Hamburg 1893.
- Georg Wegener*, Das deutsche Kolonialreich. Potsdam 1937.

Kleo Pleyer — ein Kämpfer für Deutschland

„Deutsche Geschichte ist kein Totentanz, das deutsche Allerseelen ist kein Totenfest. Die gewesene, gegenwärtige und zukünftige Gemeinschaft aller Deutschen lebt in uns mit all ihrer Größe, mit all ihrer Kraft, als die Macht des ewigen Reiches.“

(Kleo Pleyer)

Die tätige und persönlichste Teilnahme an der großen europäischen Auseinandersetzung war für Pleyer notwendig und selbstverständliche Folge seines ganzen kämpferischen Lebens. Kämpfer war er als Mensch, als Volksdeutscher, als Nationalsozialist, Wissenschaftler und Soldat. Eine seltene und schöne Einheitlichkeit liegt über diesem Leben. Pleyer bejahte die kriegerische Auseinandersetzung, und zwar seiner grenzländischen Herkunft gemäß als „Großform des Grenzkampfes“, dessen Träger er zeit seines Lebens war. Er hat diesen Krieg — wie er es für jeden echten Kampf forderte — mit dem Einsatz des ganzen menschlichen Seins geführt. Sein Tod — Oberleutnant Pleyer fiel an der Spitze seiner Kompanie bei einem Sturmangriff im Osten — ist die heldischste Vollendung dieses harten und männlichen Lebens.

Pleyer war Sudetendeutscher; 1923 kam er 25jährig ins Reich, geprägt von dem Grenzkampf seiner Jugend, der drängender Ursprung seines ganzen späteren Forschens wurde.

In der kleinen geopolitischen Studie „Sudetenraum und Deutschösterreich“ wird die Existenz des tschecho-slowakischen Staates ad absurdum geführt (1928!) und nicht nur das angrenzende Deutschtum Bayerns und Österreichs zu stärkerem Grenzergeist aufgerufen, sondern das ganze deutsche Volk zur Gegenwirkung gemahnt. Schon hier spricht er von der Notwendigkeit der politischen Reorganisation des deutsch-mitteuropäischen Raumes. Wahrhaft prophetisch wirken seine Worte, daß der Deutsche an jedem Punkte Mitteleuropas sich nicht nur der Ganzheit des deutschen Volkstums, sondern auch der Ganzheit des deutschen Lebensraumes geistig bemächtigen muß, und daß jeder großdeutsche Volksteil die Teilaufgabe erfassen soll, die ihm der Dienst an dieser Ganzheit stellt. Diese Ansicht, daß zu der nötigen Umformung der politischen Gefühls-, Gedanken- und Ideensphäre gerade der österreichische Mensch berufen ist, ahnt die gewaltige Einigungstat des Führers voraus. Dem Sudetendeutschen gibt er auch seine Eigenbestimmung:

den reichsunmittelbaren Dienst des Bindegliedes zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen und fremdvölkischen Süden. „So bleibt er zwar der österreichischen Tradition und Aufgabe verbunden, aber er nimmt gleichzeitig die noch ältere Tradition seiner Reichszugehörigkeit wieder auf und sucht sie fortzuführen, indem er die einer nordöstlichen und südöstlichen Lebenslinie entlang auseinanderentwickelten deutschen Volksteile über den toten Winkel des Sudetenraumes hinweg zu binden trachtet.“ Pleyer fordert und beschwört Großdeutschland: die nationale und universale Aufgabe, die sich den Deutschen des 20. Jahrhunderts aufgetan hat, ist die deutsche mitteleuropäische Lebens-einheit in neuer staats- und völkerrechtlicher Form wieder herzustellen und dieser Einheit „die Seele eines neuen großdeutschen Volksgeistes einzuhauchen“.

Das umfangreichste und wohl auch meistgenannte seiner Werke „Die Landschaft im neuen Frankreich“ scheint Pleyer auf den ersten Blick des Unbefangenen seinen ursprünglichen Ansätzen entfremdet zu haben. Er war bei Erscheinen des Buches seit Jahren Assistent am Berliner Institut für Grenz- und Auslandstudien, später als wissenschaftlicher Referent am politischen Kolleg und Dozent an der damaligen Hochschule für Politik der historischen Entwicklung des westeuropäischen Regionalismus nachgegangen und reicht jetzt diese Arbeit als Habilitationsschrift ein, auf Grund deren er dann 1934 Dozent an der Friedrich-Wilhelms-Universität wurde. Pleyer bleibt mehr denn je seiner Aufgabe treu. Er geht mit diesem großangelegten Werk dem Übel an die Wurzel. Er weiß wohl, daß die anscheinend aus einem Guß geformte und von Frankreich als solche immer wieder propagierte staatliche Einheit nicht nur auf die von seinen Gnaden geschaffenen Versailler Staaten großen Eindruck macht, sondern auch in Deutschland viele Bewunderer findet. Er zerlegt den vielgerühmten französischen Individualismus und die von den Franzosen gepachtete Freiheitsidee nüchtern ohne Vor-eingenommenheit — zeigt die germanisch — gallo-römische Dualität in der französischen Geschichte und räumt durch die Schilderung des eigenständigen Lebens der einzelnen Landschaften und der Kunde von den Volksgruppenbewegungen in Frankreich mit der Legende vom einheitlichen französischen Nationalwesen auf. Insofern ist er auch in

dieser Schrift der Erzieher des deutschen Volkes zu wahrer Geschichtsschau und hat sich auch hier, um den Blick- und Ausgangspunkt des völkischen Lebens nicht zu verlieren, bewußt auf einen Teil des Quellen- und Archivmaterials in der Darstellung beschränkt. Frankreich war — namentlich durch die Einverleibung von Elsaß-Lothringen — zu einem Nationalitätenstaat geworden. Pleyer verlangt deshalb von ihm Rechenschaft über das Wohl und Wehe jener Minderheiten. Er enthüllt die abgrundtiefen Unterschiede einer Bevölkerung, die in der Weltmeinung als die einheitlichste Europas galt.

Die Antrittsrede, die Pleyer an der Universität Berlin 1935 hielt, erscheint 1936 in der „Historischen Zeitschrift“. Der Herausgeber Karl Alexander von Müller leitet mit diesem Aufsatz „aus dem Kreis der Jugend unserer Wissenschaft die Behandlung von Fragen“ ein, „die unserem Volk von heute auf den Nägeln brennen“. Gefordert ist vor allem wissenschaftlicher Ernst der Forschung, Höhe des Standpunktes und die Ausrichtung auf das völkische Ziel. Allen Anforderungen wurde Pleyer in hohem Maße gerecht. Darüber hinaus ist seine Rede ein glühendes Bekenntnis zum Deutschtum in aller Welt und seinen Leistungen an Hand der vielfältigen und niemals so recht zusammen gesehenen Auswirkungen der Reformation, zu der er sich — ihres Herkommens aus einem großen nationalen Kraftgrund wegen — positiv stellt: „Mag die Reformation im Dreißigjährigen Krieg dem deutschen Volk auch Hekatonnen von Blut gekostet haben, wir wollen zu ihr stehen, nicht wie Sanitäter, sondern wie Soldaten, denn unser ist nicht die Harmonie, sondern die Spannung, unser ist nicht die Ruhe, sondern die Unruhe, unser ist nicht der Friede, sondern der Kampf!“

Bemerkenswert ist auch der 1935 erschienene kleine Aufsatz „Friedrich der Große, Maria Theresia und Katharina II in ihrer volksgeschichtlichen Verbundenheit“ — ein Stück gesamtdeutscher Geschichtsbetrachtung. Auch hier erweist sich Pleyer als der Erzieher seines Volkes. Er beklagt es, daß das Wissen um die geschichtliche Lebenseinheit aller Deutschen noch zu keinem allgemeinen Bewußtseinswert des deutschen Volkes geworden sei. Dieses seiner Zeit zu vermitteln ist ihm hohe Aufgabe. In diesen drei großen Gestalten der Weltgeschichte, die für ihn Preußen, Österreich und *Außendeutschtum* verkörpern, sieht er die weithin sichtbar wirkende untergründige Einheit der deutschen

Volksgeschichte. Die drei Herrscher werden von ihm nicht nur als Zeit- und Standesgenossen, sondern als „Volksgenossen“ bezeichnet.

Auffallend und unverkennbar ist die starke sprachschöpferische Begabung Pleyers. Durch sie wird die Plastik und Eindringlichkeit seiner Ausführungen glücklich unterstrichen. Mit der gleichen Eigenwilligkeit und Vitalität, die Grundzug seines ganzen Wesens waren, greift er beherzt in den unerschöpflichen Born der deutschen Sprache und prägt daraus neue Sprach-Münzen, für deren Gültigkeit spricht, daß sie wohl durch ihre Neuheit überraschen, aber so selbstverständlich und unauswechselbar an ihrer Stelle stehen, daß ihre Neuschöpfung als Notwendigkeit anmutet.

In dem zuletzt genannten Aufsatz kommt Pleyer auch auf den dem Deutschen inwohnenden *Wandertrieb* und seine *kolonisationsische Leistung* zu sprechen. Das Außendeutschtum in Osteuropa verbindet nach einem von ihm oft verwandten Bild wie ein Bogen die deutsche Nordost- und Südoststrebung. In keinem Großraum der Welt hat sich deutsche Führerschaft und Formenwelt so tief und nachhaltig eingeformt, wie in Osteuropa. Das deutsche Volkstum wurde zu einer mitteleuropäischen und planetarischen Erscheinung. Das Zusammentreffen von Friedrich, Maria Theresia und Katharina wird Pleyer zum „hochragenden Vorzeichen dessen, was der Deutsche in Zukunft zu sein und zu leisten vermag, wenn das preußische und das österreichische Volk und das Außendeutschtum in aller Welt nicht bloß eine Wesens-, sondern auch eine Willenseinheit bilden.“

1937 erfolgt die Berufung Pleyers an die Universität Königsberg. In demselben Jahr hält Pleyer auf dem Deutschen Historikertag in Erfurt den später in den „Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands“ abgedruckten Vortrag „Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa“. Pleyer will den ostmitteleuropäischen Raum vom Finnischen Meerbusen bis zur Adria und Ägäis der deutschen Mitte zugeordnet wissen und ist überzeugt, daß er nur von dieser europäischen Mitte her sinnvoll erfaßt werden kann. In allen seinen erdräumlichen, völkischen und sozialen Verschiedenheiten besitzt Ostmitteleuropa ein Element der Einheitlichkeit und Zuordnung: *das Deutschtum in ganz Ostmitteleuropa* ist von deutschem Blut durchtränkt und nach deutschem Stil durchformt. Nichts ist in dieser vielfältigen Übereinanderschichtung von Völkerschaften

für Pleyer natürlicher — auch hier wieder die selbstverständliche Hinnahme und Bejahung des Kampfes — als daß diese ostmitteleuropäische Vielvölkerzone zum Schauplatz des größten Grenzkampfes wurde. Grenzkampf wird von Pleyer definiert als die an den gefährdetsten Abschnitten des völkischen Lebensraumes entwickelte Form der Selbstbehauptung. Grenzkampf ist eine naturnotwendige Funktion jedes geschichtsschaffenden Volkes. Nur Fellachenvölker, nur geschichtslose Völker brauchen keinen Grenzkampf mehr zu führen. Der Grenzkampf ist eine immerwährende Erscheinung des volksgeschichtlichen Lebens. *Volksgeschichte* ist in ihrem elementarsten Teil *Grenzkampfgeschichte*. Das Grenzland als Schnittfläche des nationalen Daseins ist nach Pleyer ein Spiegelbild der völkischen Lebensgesetze. Er bemängelt an den landläufigen Darstellungen des Grenz- und Auslanddeutstums, daß sie den deutschen Teil gegenüber dem andersvölkischen zu isolieren pflegen, obwohl doch das ganze innere Wesen und äußere Schicksal gerade des Grenz- und Auslanddeutstums durch die Auseinandersetzung mit dem fremden Volkstum bestimmt ist. Man registrierte meist fremdvölkische Unterdrückungsmaßnahmen, aber lasse kaum erkennen, von welchen inneren Bewegungskräften das andere Volk zum Grenzkampf getrieben werde, auf welchen volksseelischen, nationalen, sozialen, religiösen Voraussetzungen der grenzkämpferische Einsatz des anderen Volkes beruhe. Pleyer stellt fest: „Wer den gesamten Vorgang des Grenzkampfes begreifen will, muß auch *des Gegners innerlich habhaft werden*.“ Der Vortrag schloß mit den lapidaren Worten: „*Das Gesetz der Grenze ist das Gesetz der Nation!*“

Von dem Echo, das der Vortrag damals fand, kann man sich ein Bild aus den vorliegenden Pressestimmen machen, die übereinstimmend die ausgezeichnete wissenschaftliche und politische Leistung, die glühende Kraft der Beredsamkeit, das harte und männliche Pathos, die Klarheit und Schärfe der Formulierung loben und anerkennen.

Alle folgenden Arbeiten Pleyers, sei es nun der Vortrag über „Großdeutsche Geschichtskunde“ oder Ausführungen über „Wesen und Notwendigkeit der gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung“ oder sein Beitrag zu der Festschrift für Srbik „Stein und Stadion“ — alle sind sie Beispiele einer neuen völkischen Geschichtsbetrachtung, für die Pleyer wirkte und warb.

Das geschichtliche deutsche Volk muß in seiner ganzen mitteleuropäischen und planetarischen Erstreckung gesichtet werden. Wo deutsches Blut sich mit dem Boden dauerhaft verbunden hat, dort ist deutsches Land, dort ist Deutschland. Der hergebrachte Begriff des deutschen Volkes muß durch den Begriff des deutschen Blutes ausgeweitet werden; in das deutsche Lebensbild ist auch das einzubeziehen, was irgendwo in der Welt aus deutscher Substanz erwachsen ist. Die Tatsache etwa, daß zahlreiche nichtdeutsche Staaten deutschblütige Herrscherpersönlichkeiten hatten, gehört zur Geschichte deutscher Weltwirkung. Selbst das abtrünnige Erbgut gehört in einem letzten Betracht der Geschichte des deutschen Volkes an. Das sind Sätze aus Pleyers völkischem Glaubensbekenntnis.

Ein ausgesprochenes kleines Geschichtsbuch der Deutschen ist die 1939 erschienene Schrift „Gezeiten der deutschen Geschichte“. Es will dazu anregen, an großen Vorgängen und Gestalten der deutschen Geschichte die wirkende Kraft und den inneren Weiser des historischen Geschehens erkennen zu lernen. Es will mithelfen, den historischen Sinn, das Geschichts- und Volksbewußtsein zu vertiefen und zu stärken. Die darstellenden Teile des Schriftchens sind teils aus noch ungedruckten, teils aus gedruckten Schriften Pleyers entnommen.

Es war nach Pleyers Ansicht Aufgabe seiner Generation, aus der nationalsozialistischen Weltanschauung heraus ein Schaubild der völkischen Geschichte zu schaffen und zum Gemeingut aller Deutschen zu machen. Nur diejenigen, schreibt er, werden das geschichtliche Leben der gesamten deutschen Nation begreifen, die selber von ihm ergriffen sind, und Pleyer war es bis zum Grunde seiner starken Persönlichkeit.

1939 folgte er einem Ruf an die Universität Innsbruck. Seinen Schülern ist es nicht vergönnt, ihren Lehrer auf seinen Lehrstuhl zurückkehren zu sehen. Kleo Pleyer ist für Führer, Volk und Vaterland gefallen. In seinen Schriften und dem Beispiel gab er uns selbst den besten Trost. An uns ist es, uns seiner würdig zu erweisen.

Ilse Albrecht

*

Die *Deutsche Alpen-Universität Innsbruck* beging am 23. 6. 1942 eine Gedenkstunde für ihren im Osten an der Spitze seiner Kompanie gefallenen Kameraden, Oberleutnant *Kleo Pleyer*, der ihr seit 1939 als ord. Professor der Geschichte angehört hatte. Der Rek-

tor der Universität, Professor Dr. H. Steinacker, wie Pleyer volksdeutscher Herkunft und wie er Historiker gesamtdeutscher Prägung, hielt die nach Form und Inhalt meisterhafte Gedächtnisrede, die den Gelehrten und Kämpfer in seinem Leben, Wirken und Sterben würdigte. Die Hauptstationen dieses Lebens (1898—1942) sind: Egerland (des Brudes Wilhelm Pleyer Buch „Tal der Kindheit“) — Dolomitenfront — Prag — München — Tübingen — Berlin — Königsberg — Innsbruck — Westfeldzug — Ostfront. Nimmt man dazu die Proben seiner total volksbezogenen Geschichtsschreibung, die in der Trauerstunde aus seinem Buch „Gezeiten der deutschen Geschichte“ zur Verlesung gelangten: Der Zug in den Osten — 1809 Andreas Hofer — Arbeiterbewegung — Die Leistung der deutschen Mutter — Grenzvölkische Bewegung im Südosten — Großdeutschland —, sowie die Tatsache, daß Pleyer sein letztes, noch vor der Veröffentlichung stehendes Buch

„Volk im Felde“ während seines letzten Heimaturlaubs schrieb, so tritt einem mit überwältigender Klarheit die innere und äußere Harmonie seines Lebensweges und seiner Lebensarbeit, verklärt durch den Soldatentod, entgegen. Kampf und Sturm waren der Sinn seines Lebens. Er war ein „Tatdenker“, wie er selbst einmal Heinrich von Treitschke genannt hat.

Der schlichten Feierstunde, die mit dem Kampflied der sudetendeutschen Nationalsozialisten „Wir sind das Heer vom Hakenkreuz“, von Pleyer 1922 verfaßt, eingeleitet wurde, wohnten außer dem Lehrkörper und der Studentenschaft die Familienangehörigen, darunter seine Frau, die Mutter seiner sieben Kinder, und sein Bruder Wilhelm, Vertreter der Partei mit dem stellv. Gauleiter an der Spitze und der Wehrmacht bei. Von auswärts hatten die Universität Königsberg, der NSLB. Bayreuth und das DAI. Stuttgart Vertreter entsandt. H. R.

Heinrich Gutberlet, ein Vorkämpfer des östlichen Grenzlanddeutschtums

Zu seinem 65. Geburtstag am 24. Mai 1942

Von Wilhelm Schoof

„Für das Deutschtum im Grenzland ist mit dem Machtbeginn des Dritten Reiches ein heiliger Frühling angebrochen. Das Deutschvolk im Grenzland ist frei!“ Mit diesen schwerwiegenden Worten gab Heinrich Gutberlet einem neuen Band ausgewählter Grenzlandgedichte „Grenzland steht auf deutscher Wacht“ (Leipzig 1940) das Geleite in die Öffentlichkeit. Mit glücklicher Hand hat der Dichter des „Feuerspruchs“, der das Nationallied der Deutschen in Polen geworden und mehrfach vertont ist, hier einige Dutzend seiner besten Grenzlandgedichte aus den Jahren 1897 bis 1940 zusammengestellt.

Gutberlet, der 1877 in Hersfeld geboren wurde, aber schon früh die hessische Heimat verließ, um nach Dresden überzusiedeln, hat einmal von sich gesagt: „In Hessen bin ich geboren, in Sachsen bin ich aufgewachsen, aber All-Deutschland ist meine Heimat.“ Damit hat er am besten seine Dichterpersönlichkeit gekennzeichnet. Schon früh hatte er

Gelegenheit, vom Erzgebirge in das Böhmerland zu wandern und das Leid der für ihr bedrohtes Deutschtum kämpfenden Stammesbrüder kennen zu lernen. Er konnte um so mehr die Not der Grenzlandbrüder nachfühlen, als er selbst seine kurhessische Heimat verloren hatte und sich in der Fremde enturzelt fühlte.

Schon 1897 trat der 20jährige Dichter mit einer Sammlung „Kampflieder aus der Ostmark“ an die Öffentlichkeit, einem Bändchen trutziger, feuriger Gesänge, in denen er sich für die schwerbedrängten deutsch-böhmischen Stammesbrüder einsetzte. Diesen Kampfliedern ließ er ein Jahr später seine zornentflammte Streitschrift „Deutschtum und Panslavismus“ folgen. Es war die Zeit, als der Pole Graf Badeni, der schwächliche österreichisch-ungarische Ministerpräsident, daran ging, die tschechische Sprache als Amtssprache in den drei Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien einzuführen, als der

Dichter Felix Dahn gegen die anmaßende Forderung nach Doppelsprachigkeit im Tschechienland seine warnende Stimme erhob:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht,
Des Volkes Wille lebt in seiner Sprache.“

Diese Worte sind gewissermaßen der Leitspruch, unter dem sich ein wesentlicher Teil von Gutberlets dichterischer Tätigkeit entfaltet hat.

Die Fortsetzung seiner Ostmärkerlieder bilden die Gedichtsammlungen „*Trutzfanfaren*“ (1914) und „*Volk will zu Volk*“ (1927). In diesen erweitert sich der Kreis seiner Kampflieder auf andere grenzdeutsche Gebiete wie Südtirol, Danzig, Elsaß-Lothringen, Siebenbürgen, Baltenland, Österreich, Weichselland. Eins seiner besten Gedichte ist der „*Feuerspruch*“ aus den „*Trutzfanfaren*“:

„Was auch daraus werde: Steh zur deutschen Erde,
Bleibe wurzelstark!
Kämpfe, blute, werbe für dein höchstes Erbe!

Siege oder sterbe, deutsch sei bis ins Mark!“

Er ist 1913 in Oberbärenburg im Erzgebirge entstanden. Damals noch ein wenig bekannter Dichter, ahnte Gutberlet nicht, welche Bedeutung dieses ursprünglich als Spruch für Sonnwendfeiern gedachte Gedicht einmal für die deutschen Brüder im Osten gewinnen sollte.

Im Jahre 1925 vertonte ihn als Ausdruck der Auflehnung gegen die polnische Gewaltherrschaft Eugen Naumann, der damalige Vorsitzende der Deutschen Vereinigung im polnischen Parlament. Er mußte dafür ins Gefängnis wandern und fiel als ein Opfer polnischer Mordgier. Ebenso wurden 1925 eine Anzahl von Schriftleitern deutscher Zeitungen in Polen wegen Veröffentlichung des „*Feuerspruchs*“ mit Gefängnis bestraft. Als im September 1939 die deutschen Truppen in Polen einmarschierten, da erklang der „*Marsch der Deutschen in Polen*“ täglich über den deutschen Rundfunk im Anschluß an die Siegesnachrichten. Heeresobermusikmeister Professor Hermann Schmidt hatte seinem Marsch in Anlehnung an die Weise von Eugen Naumann den „*Feuerspruch*“ von Heinrich Gutberlet zugrunde gelegt, der sich durch eine wichtige Sprache und unbeugsame Gesinnung auszeichnet und heute in den Liederschatz der Nation eingegangen ist. Von diesem Augenblick an war Gutberlets Name in aller Munde.

Wie Gutberlet durch den „*Feuerspruch*“ in den Tagen völkischer Not die Deutschen in Polen zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschweißte und sie zu neuem Glauben auf-rüttelte, so reiften aus der Leidenschaftlichkeit seines vaterländischen Empfindens Lieder wie „*Prag*“, „*Siebenbürgen*“, „*Danzig*“, „*Weichselland*“, „*Das Straßburger Münster*“, „*Der Wolkenwanderer im Sudetenland*“, „*Einst jubelt die Freiheit im Böhmer Land*“, in welchen er den Glauben an die gerechte Sache in die Herzen aller Auslandsdeutschen zu pflanzen nicht müde wird. So ruft er den Deutschen im Böhmerwald zu:

„Es währt nicht allzulange,
Dann wird der Wald erwachen
Von deutschem Liederklange.
Dann schwillt die Jubelkunde
In brausenden Akkorden:
Das Böhmerland, ihr Brüder,
Ist wieder deutsch geworden!“

Sein unverbrüchlicher Glaube an ein einiges Deutschland verläßt den Dichter auch in den trübsten Stunden deutscher Geschichte nicht, mit dichterischem Seherblick kündigt er die Befreiung in seinem Gedicht „*Danzig*“:

„Von St. Marien ein helles Glockenklingen!
O Wächterruf, wie vor vielhundert Jahren;
Seid deutsch, ihr Brüder, wie die Väter waren!
Kein Feuer soll je in fremdes Joch euch zwingen!“

Wie ein Prophet sagt der Dichter die kommenden Dinge mit einer Genauigkeit und Sicherheit voraus, die man bewundern muß. So singt er in seinem „*Ostmarkenlied*“ voll Zuversicht:

„In Blitzesglut und Wetterschein
Wirst du den Sieg bestehn.
Vom deutschen Grenzwall darf kein
Stein,
Kein Zoll verlorengehn!“

oder im „*Straßburger Münster*“:

„Was der Feind in schnödem Raube
zweimal unserm Volk entwandt,
Kehrt, das ist mein hoher Glaube,
Einst zurück zum deutschen Land.“

Wie ein roter Faden zieht sich der Gedanke an Deutschlands künftige Weltgeltung durch alle Gedichte. Als ein Dichter voll prophetischer Kraft hat er 1922 zu einer Zeit, als Deutschland in Schmach und Schande zu ersticken drohte, als viele sich voll Ekel und

Verzweiflung vom Mutterland abwendeten, seine gläubige Zuversicht auf eine bessere deutsche Zukunft den Grenzlandbrüdern in die Seele geschrieben:

„Tiefer und klarer, voller und mächtiger als in uns Binnendeutschen rauscht in den Herzen der deutschen Grenzlandhüter der heiße Strom der alle deutschen Stämme umfassenden Liebe zum Vater- und Mutterland. Dieser Strom wird wachsen und wachsen und eines Tages mit unwiderstehlicher Kraft alles mit sich fortreißen, was sich dem deutschen Freiheitswillen und Vereinigungsdrang entgegenstellt. Heil euch, ihr Brüder und Schwestern auf heiliger Grenzwachtscholle!“

Heinrich Gutberlet darf für sich in Anspruch nehmen, nicht nur zu den ältesten deutschen Grenzlanddichtern, sondern auch zu den wenigen deutschen Dichtern zu zählen, deren Bahn von Anfang an klar vorgezeichnet gewesen ist, ein treudeutscher Dichter, wie er sich in seinem 1930 entstandenen „Lebenspruch“ selbst gekennzeichnet hat:

„Das ist mein Wesen, daß ich Deutscher bin,

Daß ich nach innerster Vollendung strebe,
Daß ich aus Blut und Art mit Herz und Sinn

Im Deutschtum wirke und im Deutschtum lebe!“

Deutsche Ausfahrt

Durch mein Lied und durch mein Leben
Rauscht ein Ton, ich weiß nicht wie,
Gleich dem Schwingen, Schweifen,
Schweben

Einer Wandermelodie.
Von dem einen Ort zum andern
Trieb mich stets ein heiß' Begehrt.
O du selige Lust zum Wandern,
Erbstrom von den Vätern her!

Mit dem Treck sind sie gezogen
Wanderfroh von Land zu Land,
Nordwärts mit des Meeres Wogen,
Ostwärts bis nach Samarkand.
Berge, Burgen, Minaretten
Grüßten sie im Wanderlauf,
Pflanzten an den fernsten Stätten
Ihrer Heimat Banner auf.

Fernweh hat sie fortgetrieben
Aus der Heimat sichrem Hort,
Doch das Heimweh ist geblieben
In der Fremde immerfort.
Und so schwingt das Lied der Ahnen
Voll und tief durch meinen Sang,
Heimweh, Fernweh, ernstes Mahnen,
Wie ein leiser Glockenklang.

Traumhaft klingt in weite Fernen
Noch mein Lied im Abendwind
Dort, wo unter fremden Sternen
Brüder treu beisammen sind.
Und durch Wald- und Wipfelweben
Raunt und rauscht es immerzu:
Wir verwelken, du sollst leben,
Deutschland, ewiges Deutschland du!

Heinrich Gutberlet

Die Kolonisationsräume der nordischen Staaten



Abbildung 1
Trockenlegung und Kultivierung eines Moores bei Laanila (Eismeerstraße)
Aufn. Blüthgen u. Kriesche 1939



Abbildung 2
Kuusamo (NO-Finnland). Heustadel und Heuschober auf gedüngten Hauswiesen
Aufn. Blüthgen u. Kriesche 1939



Abbildung 3
Finnischer Siedlerhof für zwei Familien an der Mündung des Lätäseno in den Kōnkämäeno (Enontekiözipfel) auf hohen Flußterrassen mit Wiese und Kartoffelfeld, niedrige plaggen-gedeckte Ställe, Ziehbrunnen
Aufn. Blüthgen 1936



Abbildung 4

Neugebaute einfache Waldstraße auf fluvioglazialen Schottern und steinigem Moränenboden durch ein brandverheertes Stück Urwald am Luttojoki in NO-Finnisch-Lappland

Aufn. Blüthgen u. Kriesche 1939



Abbildung 5

Bau einer Erschließungsstraße durch menschenleeren Urwald im Luttogebiet (NO-Lappland). Die Stubben werden durch Dynamit losgesprengt

Aufn. Blüthgen u. Kriesche 1939



Abbildung 6

Waldstraße im Luttogebiet in NO-Lappland. Sie folgt den Unebenheiten des Reliefs, meist auf Moränenboden, selten durch fluvioglaziale Sande oder Moore führend, und ist hauptsächlich aus Gründen der Waldbrandbekämpfung in den abgelegenen Wäldern angelegt

Aufn. Blüthgen u. Kriesche 1939



Abbildung 7

Holzsortieranlage im Unterlauf des Tornionjoki. Die einzelnen nach den Eigentümern aufgeteilten Floßholzmengen werden von hier aus gebündelt mit kleinen Flußdampfern zu den Sägewerken geschleppt

Aufn. Blüthgen und Kriesche 1939



Abbildung 8

Kiruna. Erzberg Kirunavaara mit terrassenförmigen Abraumhalden neben der Kerbe des Tagebaus (im Augenblick von Erzsprengungen)

Aufn. Blüthgen 1936



Abbildung 9

Aufgelassener Erztagebau in Malmberg (bei Gällivare), typische Gleitharnische am tauben Gestein,
Fortsetzung der Gewinnung im Tiefbau

Aufn. Blüthgen 1936

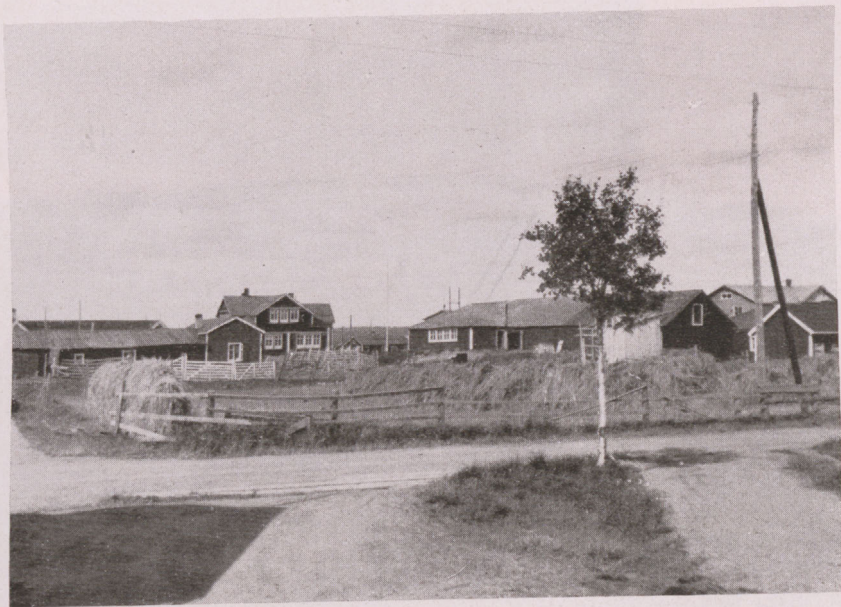


Abbildung 10

Typisches Dorfbild aus Vittangi im finnischsprachigen Teil Norrbottens,
rotweißer Hausanstrich, Getreide geschnitten und auf Reiter gesteckt

Aufn. Blüthgen 1936

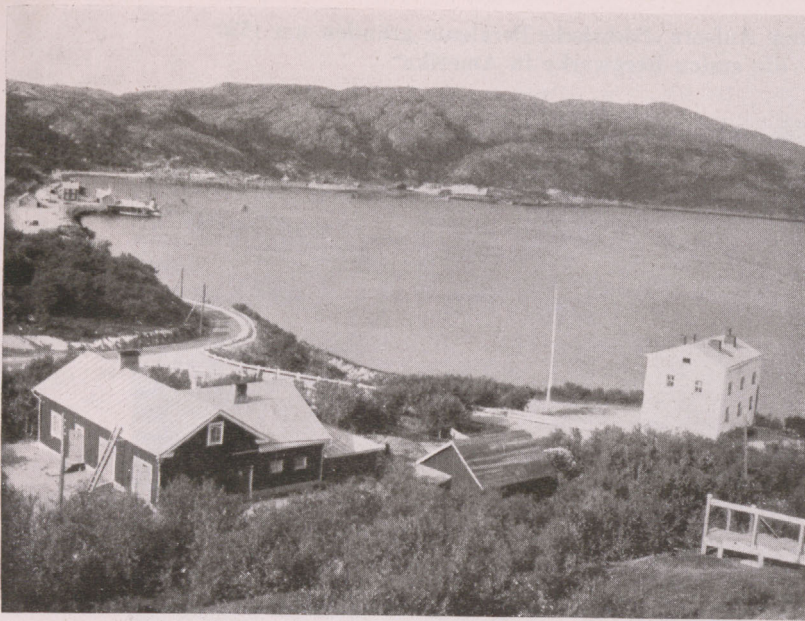


Abbildung 11

Liinahamari, eisfreier Hafen mit Kais (links) und Fischmehlfabrik im Hintergrunde, Endpunkt der Eismeerstraße

Aufn. Blüthgen und Kriesche 1939



Abbildung 12

Kaukonen am Ounasjoki (NW-Lappland), die Siedlung liegt auf dem hochwasserfreien Hochufer im Bereich fruchtbarer Flußablagerungen älterer Zeit

Aufn. Blüthgen und Kriesche 1939



Abbildung 13

Altes lappisches Rauchzelt auf dem Gelände eines Siedlers in Idivuoma bei Kareuando in Norrbotten

Aufn. Blüthgen 1936

Bildfolge zu dem Aufsatz „Sächsische Bergleute gründen um 1550
die ersten Bergwerke in Amerika“



Columbus errichtet zum Dank für seine glückliche Landung ein Kreuz und nimmt
im Namen des spanischen Königs Besitz von der neuentdeckten Welt.
Darstellung aus dem 17. Jahrhundert



Symbolische Darstellung der Entdeckungsfahrt Magallanes im Jahre 1520



Ein Bergwerk im Gebirge Potosi in Peru nach einer Darstellung aus dem 17. Jahrhundert

Historia Antipodum

Die nebenstehenden Bilder sind Illustrationen, die erst im 17. Jahrhundert zur Geschichte der Entdeckung Amerikas entstanden sind.

Sie sind einander in der symbolistischen Darstellungsweise verwandt, die einer naiven, beinahe kindlichen Vorstellungswelt entspringt. Die Phantasie des Künstlers ist so sehr an das Bild der Heimat gebunden, daß er sich bei der Darstellung der Neuen Welt noch nicht davon zu befreien vermag. So kommt es, daß im Hintergrund des Berges (Bild 5) eine Erzmühle steht, wie sie im Thüringer Wald oder sonstwo in Deutschland stehen könnte, und daß die Gastgeschenke der Eingeborenen für Columbus (Bild 1) einem kostbaren Geschmeide aus der Renaissance-Zeit gleichen.

Bild 1 zeigt Columbus mit seinen drei Karavellen und die Errichtung des Kreuzes bei der Ankunft in Amerika. Am 3. August dieses Jahres jährt es sich zum 450. Male, daß Columbus von Palos aus mit drei Karavellen (im Jahre 1492) seine erste Entdeckungsfahrt unternahm.

Bild 2 stellt Magallanes auf seiner Umseglung des südamerikanischen Kontinents mit einem zu Nürnberg vor 450 Jahren gefertigten Beheimischen Erdglobus dar, umgeben von symbolischen Gestalten. Die Entdeckung der Fahrstraße durch die Feuerlandinsel gelang ihm im Jahre 1520, am 28. November erreichte er die Ausfahrt in den Stillen Ozean. Der Illustrator verwertet die phantasievollen Reiseberichte von jenen Riesenvögeln, die Elefanten zu tragen vermögen, fliegenden Fischen u. a.

Bild 5 zeigt ein Bergwerk aus der Zeit der Entdeckung Amerikas. Die Beschreibung des Bergbaubetriebes gleicht mehr der Darstellung einer Höhlenforschung.

(Die Abbildungen sind dem Werk von Johann Ludwig Gottfried: *Historia Antipodum oder Neue Welt*, 1631, im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek, entnommen.)

Im Planwagen gen Osten



Egon Helmut Raketten

Träger des volksdeutschen Schrifttumspreises 1942 der Stadt der Auslandsdeutschen

Wie alljährlich, so fand auch im dritten Kriegsjahre 1942 am Vorabend von Schillers Todestag (9. Mai) die Verleihung des „Volksdeutschen Schrifttumspreises der Stadt der Auslandsdeutschen“ statt — diesmal, entsprechend den Zeitumständen, in einfachem Rahmen. Der junge schlesische Dichter *E. H. Raketten* erhielt den Preis für seinen jüngst erschienenen Roman vom niederländischen Bauerntum „Planwagen“.

Es ist das achte Mal, daß der Preis vergeben wird, und ein kurzer Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Preises und die bisherigen Preisträger, insbesondere der Kriegsjahre, wohl angebracht. Die Stiftungsurkunde vom 30. Januar 1935 spricht von der Tatsache, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen diesseits und jenseits der Grenzen eines der größten Erlebnisse unseres völkischen Werdens sei. Dichter und Denker schaffen eine geistige Einheit des deutschen Volkstums, die herzustellen das nationalsozialistische Reich als seine vornehmste Aufgabe ansieht. „Alle deutschen Stämme haben über

Land und Meer Männer und Frauen hinausgesandt, die unserem Namen Ehre und unserem Lande Nutzen gebracht haben. Wir Schwaben insbesondere sind stolz darauf, bei dieser Kultursendung des deutschen Volkes mit an der Spitze aller Stämme zu stehen. Die Stadt Stuttgart, der Sitz des Deutschen Ausland-Instituts, durch tausendfache Beziehungen mit allen Volksdeutschen verbunden, will das schriftstellerische Schaffen durch Bearbeitung auslandsdeutscher Stoffe besonders fördern. Zu diesem Zweck wird ein volksdeutscher Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und des Deutschen Ausland-Instituts ausgesetzt.“ Der nach dem Urteil des Preisgerichts beste Roman oder die beste Erzählung in deutscher Sprache, die auslandsdeutsches oder volksdeutsches Schicksal zum Inhalt haben, wird mit einem Preis von 2000 Reichsmark ausgezeichnet. Das Preisgericht setzt sich zusammen aus: Dem Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart als Vorsitzenden, in dessen Händen auch die Entscheidung liegt, dem Kulturreferenten der Stadt, dem Leiter

des Deutschen Ausland-Instituts, dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer sowie einer Anzahl anderer Persönlichkeiten, die vom Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart jeweils berufen werden.

Eine geniale politische Führung hat inzwischen viele unserer volksdeutschen Brüder wieder mit dem Mutterlande vereint. Ihr Leben mündet nun in den weiten Strom der großdeutschen Geschichte. Dementsprechend ist in den Bedingungen und dem Umfang des Volksdeutschen Schrifttumspreises für die Zukunft an eine Ausweitung gedacht worden. Nachdem schon in diesem Jahre eine Erhöhung des Preises auf 3000 RM. zustande kam, soll im nächsten Jahre eine weitere Steigerung erfolgen. Insbesondere sollen dann nicht nur Romane und Erzählungen, sondern auch volksdeutsche Dramen und Gedichte zum Wettbewerb zugelassen werden, ferner umfassende großdeutsche Schriftwerke, die in ihrem Ideengehalt auf die Weltgeltung des Deutschtums Bezug nehmen.

Die Namen der Preisträger und ihre Werke spiegeln zum guten Teil die Entwicklung, die das Schicksal der Auslandsdeutschen seit 1935 genommen hat. Erster und fünfter Preisträger war für 1935 und 1939 der Schwabe und Ratsherr der Stadt der Auslandsdeutschen, *Karl Götz*, mit seinen Werken „Das Kinderschiff“ und „Brüder über dem Meer“. Beide haben die Geschichte übersee deutscher Volksgruppen, der Palästinadeutschen und der Amerikadeutschen, zum Inhalt. Am 11. März 1903 in Neubolheim (Kreis Heidenheim) in Württemberg geboren, wirkte Götz von 1929 bis 1934 als Lehrer in Palästina. Als Frucht dieser Tätigkeit erscheint 1934 „Das Kinderschiff“, ein „Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland“. 1923—1924 wie auch 1936—1937 legen Reisen in Nord- und Südamerika den Grundstein zu dem Werke „Brüder über dem Meer“, ein Buch deutscher Geschichten und Schicksale aus Amerika, das gerade heute in der Auseinandersetzung mit dem in Amerika herrschenden Geist seine Bedeutung hat. Das neueste Werk des Dichters „Die große Heimkehr“ (1941), das zum großen Teil auf eigenen Beobachtungen beim Einsatz für die Umsiedlung im Osten beruht, wurde mit dem Volkspreis der deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände für deutsche Dichtung, Berlin 1941, und mit dem Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig 1941 ausgezeichnet.

In den beiden folgenden Jahren sind die Sprecher der siebenbürgischen Volksgruppe die Preisträger. 1936 erhielt *Erwin Wittstock*,

geboren am 25. Februar 1899 in Hermannstadt, Ehrendoktor der Universität Heidelberg, den Preis für sein Erzählungswerk „Die Freundschaft von Kockelburg“ zugesprochen. Wittstock besuchte die deutschen Schulen in Hermannstadt und Schäßburg, machte den Weltkrieg als Freiwilliger mit und studierte dann Jurisprudenz an den Universitäten Klausenburg und Bukarest. Als Rechtsanwalt und Obernotar betätigte er sich in Hermannstadt und Bukarest. Zugleich gehörte er dem Deutschen Volksrat in Siebenbürgen an. Jetzt lebt er im Sudetengau. Sein wichtigstes politisches Werk ist der große Volkstumsroman „Bruder, nimm die Brüder mit“. Sein Landsmann *Heinrich Zillich*, Ehrendoktor der Universität Göttingen, erhielt außer dem Volksdeutschen Schrifttumspreis für 1937 auch den Schrifttumspreis der Stadt Berlin. Er ist am 23. Mai 1898 in Brenndorf bei Kronstadt in Siebenbürgen geboren und besuchte in Kronstadt die älteste und bedeutendste deutsche Schule Siebenbürgens, das Honterus-Gymnasium. Den Weltkrieg erlebte er als Kaiserjäger mit und zog 1919 im rumänischen Heer gegen den roten Terror in Ungarn. Nach Abschluß des Studiums in Berlin kehrte er im Jahre 1923 nach Siebenbürgen zurück und setzte sich als Schriftsteller und Dichter für die Förderung des deutschen Volkstums in Rumänien und den Gedanken der gesamtdeutschen Volksgemeinschaft erfolgreich ein. In der Heimt begründete er die Zeitschrift „Klingsor“, die zum Zentralorgan der deutschen Kulturarbeit in Siebenbürgen wurde und an der auch Wittstock mitarbeitete. Seinen großen auslandsdeutschen Schicksalsroman „Zwischen Grenzen und Zeiten“, für den er den Stuttgarter Preis erhielt, hat er der auslandsdeutschen Kriegsgeneration gewidmet. Zillich hat sich in Starnberg am See in Oberbayern niedergelassen. Der neue Weltkrieg gab ihm ein Tätigkeitsfeld beim OKW. in Berlin.

Die beiden Preisträger der Jahre 1938 und 1941 stellte der Sudetengau. Der sudeten-deutsche Roman „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland“ hat ebenso wie Zillichs Roman die gesamtdeutsche Schicksalsfrage „Österreich“ zum Kernpunkt. Der Verfasser *Friedrich Jaksch* mit dem Pseudonym *Friedrich Bodenreuth* war vordem Bibliotheksdirektor in Reichenberg und lebt jetzt als Schriftsteller dortselbst. Er ist am 4. April 1894 in Budweis geboren. Sein Schaffen ist durchaus vom volksdeutschen Gedanken her bestimmt. Er gab eine monatliche Bücherschau und Mitteilungen der Bücherei der Deutschen

in Reichenberg heraus. Als Schriftleiter betreute er „Die Bühne“, Reichenberger Blätter für Theater und Volkskultur. Sein im Jahre 1940 erschienener Roman „Söhne am andern Ufer“ erweitert den Fragenkreis seines früheren Werkes „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland“.

Der kämpferischen deutschen Aufgabe im Osten diente auch die Verleihung des Preises im Jahre 1941 an *Wilhelm Pleyer*. Der Dichter, am 8. März 1901 in Eisenhammer (Bezirk Karlowitz) in Böhmen geboren, hat mehr als zwei Jahrzehnte, allen politischen Bedrohungen zum Trotz, für sein Volkstum gestritten. Auf dem Hintergrund dieses kämpferischen Lebens sehen wir das Buch, das mit dem Volksdeutschen Schrifttumspreis ausgezeichnet wurde, „Das Tal der Kindheit“. Herausgeber und Schriftleiter verschiedener sudetendeutscher Zeitschriften, stand er schon zweimal im Wettbewerb um den Preis, einmal mit dem Kämpferbuch „Der Puchner“ (1934), zum andern Mal mit dem Bauernroman „Die Brüder Tommahans“ (1937). Von ihm stammt auch das lyrische Buch „Deutschland ist größer!“

1940, das Jahr der großen Siege im Westen, sieht auch einen Vertreter der Westmark als Preisträger: *Ernst Moritz Mungenast*, geboren am 29. November 1898 in Metz. Sein „Zauberer Muzot“ zeichnet die historisch-politische Schau des im Völkerkampf hin- und hergerissenen Lothringen. Ereignisse und Entwicklungen der für das deutsche Schicksal so bedeutsamen lothringischen Geschichte erstehen plastisch vor unserem Auge. Mungenast hat den Weltkrieg mitgemacht und wurde 1918 an der Somme schwer verwundet. Seine Familie wurde nach dem Weltkriege aus Lothringen vertrieben und siedelte nach Stuttgart über. 1935 trat er zum erstenmal mit seinem Roman „Christoph Gardar“ vor die Öffentlichkeit, es folgten die Romane „Die Halbschwester“, „Der Kavalier“, „Der Pedant“ und schließlich 1939 das preisgekrönte Werk „Der Zauberer Muzot“. Seine Bücher halfen dazu, die oft unklaren Vorstellungen von dem lothringischen Land zu klären. Der Dichter, der zur Zeit in Freudenstadt im Schwarzwald lebt, erhielt 1939 auch den Literaturpreis der Reichshauptstadt.

Der Preis für das dritte Kriegsjahr 1942 ist einem Werke zugefallen, das die Verbindungslinien vom Westen nach dem Osten des Reiches zieht.

Die Ostkolonisation, an der Flamen und Holländer einen so großen Anteil haben, ist in einer umfassenden und eindringlichen Schau dargestellt worden. Das Buch „Plan-

wagen“ (Steuben-Verlag Paul G. Esser, Berlin W 50, Regensburger Straße 12) steht unter dem Leitgedanken: „Gen Ostland woll'n wir reiten“. Wie *Egon Helmut Rakette*, der am 10. Mai 1909 zu Ratibor (Oberschlesien) geboren wurde, zu dem Thema fand, erzählt er selbst, und damit blicken wir in die Werkstatt des Dichters: „Meine Familie stammt mütterlicherseits aus der oberschlesischen Landschaft, die aus den Sudetenländern eine leichtere Beschwingtheit mitbringt. Ihr verbindet sich das Blut meiner Ahnen väterlicher Seite, die vor Jahrhunderten im flandrischen Raum ansässig, im Zug der Ostsiedlung nach Schlesien zogen, um in der Guhrauer Gegend eine Reihe von Erbhöfen zu erwerben. Als Gerichts- und Erbschulzen waren sie, wie zur Zeit des Auszuges aus ihrer alten flämischen Heimat, die Vormänner ihrer Nachbarn.“

„Diese Herkunft und meine Forschungen nach den Gliedern unseres Geschlechts in früheren Jahrhunderten ließen allmählich in mir den Gedanken reifen, das Geschlecht und sein wechselvolles Schicksal zum Thema eines Romans zu machen, denn ihre Erlebnisse waren nicht zufällig, sondern aus der Zeit, den Umständen und der Entwicklung begründete und für alle andern Kolonistenfamilien ähnliche. Dabei habe ich mir, insbesondere in der Reihe der letzten Jahrzehnte, die nötige dichterische Freiheit genommen, die Erscheinungen und Erlebnisse zu intensivieren. So entstand der „Planwagen“, geschrieben in den ersten Kapiteln noch in den letzten Monaten vor Kriegsausbruch und zu Ende geführt nach dem als Infanterist erlebten Polenfeldzug in den Unterständen des Westwalls. Diesem Roman vorangegangen sind zahlreiche feuilletonistische Arbeiten in der deutschen Presse, ein kleiner Gedichtband (vergriffen) und der 1939 auch im Steuben-Verlag erschienene Roman „Drei Söhne“, ein Thema aus Deutschlands Kriegszeit 1914—1918. In diesem Jahr erscheint die Erzählung „Anka“ aus dem Leben meiner oberschlesischen Heimat, während die bereits vollendete Niederschrift eines Erlebnisses dieses Krieges „Wiedersehen in Metz“ auf die endgültige Formung wartet. Die Fertigstellung zweier weiterer Arbeiten — die eine aus dem Bereich der Heimat Ratibor, die andere ein Kindheitsroman aus dem Schwäbischen — ist durch meinen Kriegsdienst vorläufig zurückgestellt. Die dichterische Aufgabe läßt sich durch die Herkunft meines Geschlechts und seine heutige Ansiedlung aufzeigen. Stets dem Flämischen eng verbunden geblieben, mit Liebe und Freundschaft die Stimmen derer vernehmend, die in der alten Heimat noch den

gleichen Namen tragen, zwingt die ständige Berührung mit der früheren östlichen Grenze des Reiches zu erneuten Beweisen des Deutschen in Land und Menschen. Dieser Aufgabe verschrieben, werden auch meine künftigen Arbeiten in gleichem Maße der engeren Heimat wie dem großdeutschen Vaterlande zu dienen haben.“ Über die äußeren Dinge seines Lebens schreibt der Dichter kurz: „Nach dem Besuch des Gymnasiums in Ratibor und Breslau bis Prima hörte ich an den Universitäten Breslau und Paris Literatur und Kunstgeschichte. Im wesentlichen aber war es die Architektur, der ich mich in den ersten Studienjahren zuwandte. Berlin, Breslau, Wien, Paris mit dem Besuch der Kunstakademien und Städtebauinstitute waren die Etappen, bis ich in den Dienst der Provinzialverwaltung von Schlesien trat und als Beamter in der Kulturabteilung tätig war. Aus dieser Tätigkeit wurde ich Ende August 1939 zum Kriegsdienst eingezogen und erlebte den Polenfeldzug bei einer Schützenkompanie. Als Gefreiter und Reserveoffiziersanwärter nahm ich mit meinem Regiment an den Kämpfen in Belgien, Flandern und Frankreich teil und bin seit Juli 1940 als Sonderführer und Kriegsberichterstatter einer Propagandakompanie zugeteilt.“

Der große Siedlungsroman „Planwagen“ ist in eingehenden Besprechungen im „Reich“ und allen führenden Zeitungen gewürdigt worden; das Buch hat im Jahre 1941 bereits die vierte Auflage erreicht. Die unter Führung von *Timmermans* und *Claes* stehende Brüsseler Gesellschaft für Literatur plant die Übersetzung ins Flämische. Im Mittelpunkt des Romans steht das Schicksal einer flämischen Bauernfamilie Duverre aus Steengroote, ihre Wanderung quer durch Deutschland nach dem Osten des Reiches bis nach Schlesien und die Ereignisse ihres Lebens bis zum Jahre 1939. Es ist die Zeit des 16. Jahrhunderts, der Reformationskämpfe. Calvinisten sind es, die in Artois gesessen hatten und von dort um ihres Glaubens willen vertrieben wurden, die in Flandern wirtschaftlich nicht weiterkamen und endlich dem Ruf schlesischer Herren folgten. Ein Treck von 60 Wagen, Bauern und Handwerker, verläßt mit Weib und Kind, Vieh und dem armseligen Hausrat die Heimat bei Leyden und fährt in 14 Wochen bis in die Gegend von Ratibor, dort beginnt für die Auswanderer ein neues ruhmreiches Kapitel ihrer Stammesgeschichte. Wir erleben den schweren Zug der Planwagen durch Not und Tod, die Ankunft in der schlesischen Ebene und die Freude bei der Inbesitznahme des

neuen weiten Landes. Durch die Generationen hindurch bis auf die heutige Zeit wird das Werden und Wachsen der Familie „Duverre“, die sich bald schon zu dem deutschen Namen „Düwer“ umschreibt, verfolgt. Ihr Familienoberhaupt ist jeweils auch das Oberhaupt, der Dorfschulze des kleinen flämischen Gemeinwesens. Durch Irrungen und Wirrungen geht der Weg der Düwers, wie es so im menschlichen Leben bestimmt ist. Erfolg, Mißerfolg, Reichtum, Nöte und Kämpfe begleiten ihren Weg. In äußerst lebendiger Darstellung, dem Leben abgelauscht, läßt der Dichter die Gestalten der flämischen Bauern vor uns erstehen. In der Gegenwart ertönt erneut der Ruf nach dem Osten. Die Düwers haben im Polenfeldzug ihren Mann gestanden. Ist ihr Weg nun schon zu Ende? „Sind sie von Westen bis hierher gezogen und ist nun der Marsch abgeschlossen für alle Zeiten? Wo nun das Land im Osten freigeworden ist für den Fleiß unserer Arme und die Kraft unserer Glieder, ist es nicht wieder an uns, an die der Ruf ergeht, Schildwach zu halten auf neuem Boden, der den Deutschen gehört, die fruchtbare Erde zu Wachstum und Gedeihen zu bringen, ehrlich und emsig, treu und ergeben ein Bauer zu sein, nun wo das Schwert gesprochen hat, mit dem Pfluge das Deutschtum tiefer noch zu säen, daß es nimmer ausgerodet werde, solange noch Deutsches ist in der Welt?“ Also auf zur neuen Fahrt zum neuen Land im Osten!

Es gibt kaum einen Roman, der dem echten bäuerlichen Epos so nahe käme wie der „Planwagen“. Ein seltenes Buch mit einem seltenen Stoff aus der deutschen Volksgeschichte ist in diesem Kriegsjahre des Preises würdig befunden worden. Wie Will Grohmann in der Literarischen Rundschau der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ schreibt, ist der Leser bis zum Schluß interessiert, „und wenn man am Ende die Verse des Anfangs wieder hört:

Den ersten kam der Tod,
die zweiten nahm die Not,
den dritten wuchs das Brot,

hat man das Gefühl, die Zeit der Epen wäre noch nicht vorbei: es muß nur jemand da sein, der sie zu schreiben vermag“.

Dem jungen Dichter, der nun als Sonderführer und PK.-Berichter an der Ostfront steht, wünschen wir für sein weiteres Schaffen im Krieg und Frieden den Erfolg seiner Aufgabe, die er sich im Dienst an der engeren wie der großdeutschen Heimat selbst gestellt hat.

Karl Pöschel

Idylle und Tat im deutsch-niederländischen Verhältnis

Rückblick und Ausblick

Gedanken zu einer volksgeschichtlichen
Betrachtung des deutsch-niederländischen
Verhältnisses

Von Fritz Erfurth

Als England im Jahre 1939 den Polen jenes berüchtigte Garantieverprechen gab, glaubten fast alle Niederländer, daß damit der Fortbestand der europäischen Konstruktion Versailler Prägung in dem nach dem Anschluß Österreichs und des Sudetenlandes verbliebenen Umfang gesichert sei. Ein durch Jahrhunderte intellektueller Erziehung herangezüchtetes mechanisches Denken, unterstützt durch eine sturzflutartige jüdische Emigrantenpropaganda seit 1933, ließ nicht erkennen, daß Konstruktionen lediglich Zeitwert besitzen und nur so lange bestehen, als die ihre Entstehung bewirkenden Kräfte lebendig geblieben sind. Der typisch königreich-niederländische Begriff der „sovereiniteit in eigen kring“ (kring: Kreis) war nicht nur für diesen Staat und dessen Maschinerie eine diplomatisch-politische Maxime seines Handelns geworden — wobei dahingestellt bleiben möge, ob ihre Anwendung immer oder nur teilweise ehrlich geschah —, sondern er war auch für das niederländische Volkstum von geistig-politischer Bedeutung. War er doch gleicherweise *Ergebnis* einer politisch und wirtschaftlich abgesteckten Entwicklung vorhergehender Jahrhunderte und *Ausgangspunkt* einer Art und Weise, die Dinge der Welt zu sehen, die jene aus Passivität und Schulmeisterhaftigkeit gerade uns Deutschen gegenüber so häufig zur Schau getragene Arroganz hervorbrachte, deren letzte Grundlage in einer absoluten Geschichtslosigkeit zu suchen ist. Denn wenn auch die Niederlande bald nach Beginn des Vorhandenseins einer Staatlichkeit mit wechselndem Umfang und in verschiedenen Formen nicht mehr in wesentliche kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt worden sind, so blieben deren Ufer von den anstürmenden Wellen der europäischen geistig-politischen und militärischen Kräfte vergangener Jahrhunderte keineswegs unberührt, ja sogar Überschwemmungen mußten sie sich gefallen lassen. Aber selbst

die Tatsachen einer Batavischen Republik, eines Königs Ludwig Bonaparte französischen Blutes in Utrecht oder gar des Hinübergreifens der Ideen von 1848 vermochten im allgemeinen die Niederländer nicht zu der Erkenntnis zu bringen, daß damit die Geschichte in eigener Person an die Tür ihres Staats- und Volkstums geklopft und angefragt hatte, wie sich beide künftig ihr gegenüber zu verhalten gedächten. Vielmehr zog man sich in den „eigen kring“ mit der stillen Begründung zurück, daß die Vorfahren im Goldenen Jahrhundert bereits genug Geschichte gemacht und die Enkel nunmehr die Aufgabe hätten, vor der Geschichte ihre Prüfung zwar gut, aber doch lediglich als Sachwalter eines Erbes zu bestehen. Da es aber in der Natur der Sache liegt, daß ein Sachwalter viel von Buchführung verstehen muß und somit die Fähigkeiten entbehren kann, die den Gründer eines großen Unternehmens auszeichnen, war es nur erklärlich, daß der Sendungsgedanke, der etwa einen Jan Pieterse Coen und Jan van Riebeeck hinausgetrieben hatte, mehr und mehr in den Hintergrund trat, bald ganz entschwand und schließlich durch eine Haltung ersetzt wurde, die in Begriff und Gestalt der Idylle ihre gegenwartsentscheidende Formgebung gefunden hat.

Daß diese Idylle nun ausgerechnet gegen Osten mit einem engmaschigen Drähtzaun versehen wurde, der im Laufe der Zeiten noch mit Stacheldraht „gesichert“ und nach 1933 sogar durch eine Backsteinmauer mit einer Glassplitterkrone ersetzt wurde, während sie gegen Westen und Süden offenblieb, ist der größte Fehler ihres Errichters gewesen, der schließlich zur Katastrophe führen mußte. Denn abgesehen davon, daß ein solches Verhalten jeden Nachbarn verärgern würde, waren damit natürliche Beziehungen des Blutes und der Verwandtschaft eingeengt und teilweise sogar zerschnitten worden, selbst

wenn die von der Baupolizei vorgeschriebene Gartentür gelegentlich geöffnet wurde. Dadurch entstanden nicht nur im Osten dieser Mauer und „geistigen Maginotlinie“ Stauungen, sondern selbst innerhalb der so verstandenen und dokumentierten „souvereinität in eigen kring“ wurde der organische Fluß von Kräften gehindert, die in früheren Jahrhunderten als selbstverständlich hingenommen und deshalb in keiner Weise überhaupt diskutiert wurden. Hierfür war selbst bis in die jüngste Zeit hinein ein natürliches Empfinden vorhanden, das lediglich durch eine geschickt geleitete und bereitwillig aufgenommene französische Kulturpropaganda und durch eine überzeugend verkündete englische Herrschafts- und Gleichgewichtsidee überlagert wurde. Beiden Erscheinungen konnte das bis dahin noch nicht zu seiner vollkommenen Gestaltwerdung gelangte deutsche Volk keinen entscheidenden Faktor entgegensetzen. Das geschichtslos gewordene Niederländertum, zwar biologisch gesund geblieben, aber geistig-politisch weitgehend in eine festumrissene Richtung getrieben, ja geradezu in einen Engpaß geraten, vermochte die sich im Osten anbahnende Entwicklung nicht zu erkennen und blieb daher, eines „Mentors“, eines Führenden und Schützenden bedürftig, also im Westen verhaftet.

*

Als die todesmutigen Fallschirmjäger und Luftlandetruppen am Morgen des 10. Mai 1940 mitten in dieser Idylle niedergingen und zur gleichen Zeit der deutsche Infanterist die unorganische Backsteinmauer einrannte, da merkte so mancher holländische Soldat, daß er bislang an etwas geglaubt hatte, was sich mit einem Mal als ein Phantom herausstellte. Der Soldat merkte das ganz primitiv und kompakt daran, daß er plötzlich auf sich selbst angewiesen war. Vor sich hatte er den deutschen Soldaten als „Feind“ und hinter sich erhoffte er den englischen Soldaten als „Freund“, aber weder hinter noch über ihm erschien sein Bundesgenosse. Und da brach für viele das künstlich errichtete Kartenhaus einer „natürlichen Zugehörigkeit“ zum Westen zusammen. Als ihn dann gar die Kunde von der feigen Flucht der Regierung und des Herrscherhauses erreichte, da war die Kapitulation der niederländischen Armee nicht nur der Abschluß eines militärischen Ereignisses, sondern darüber hinaus das letzte Glied einer Kette, die die kraftlos gewordenen Nachfahren der wahrhaft germanisch-heldischen Generationen der Jan Pieterse

Coen, Marten Tromp, de Ruyter, der de Witts, des Oldenbarneveldt und eines Hugo de Groot begonnen hatten. Der Soldat empfand das Verhalten seiner Führung und Bundesgenossen ganz natürlich, und zwar als Verrat.

Liegen die Dinge auf dem geistig-kulturellen Gebiet nicht ähnlich? Haben sich hier die Bundesgenossen, der Westen schlechthin, nicht ebenfalls durch allerhand nicht gehaltene Versprechen, durch Passivität und somit in einem tieferen Sinne auch durch Verrat an ihrem niederländischen Schützling vergangen? Wer aufmerksam die Kulturgeschichte der Niederlande verfolgt, wird immer wieder feststellen müssen, daß bestimmte geschichtliche Daten zwar eine Veränderung im staatsrechtlichen Verhältnis des Niederen Landes zum Reich bewirkten, daß aber etwa die Errichtung des Burgundischen Kreises 1548 oder selbst der Friede von Münster und Osnabrück 100 Jahre später die kulturellen und geistigen Beziehungen zwischen den beiden nunmehr durch Grenzpfähle getrennten Gebieten nicht wesentlich beeinflußt haben. Ein Rembrandt hat in der Wartung seines Vermächtnisses ganz gewiß seine besten Sachwalter in den niederländischen Museen und Kunsthistorikern gefunden, aber der germanische Kämpfer und ewig Strebende ist wohl nirgends so tief verstanden worden wie gerade im Reich. Erst die heutige nationalsozialistisch ausgerichtete Generation in den Niederlanden weiß ihn nicht nur als Künstler zu ehren, sondern als die große Formung germanischen Geistes. Die bisherigen Generationen in den Niederlanden haben es während einer 500jährigen Geschichte noch nicht fertig gebracht, ihm ein seiner Bedeutung entsprechendes Denkmal zu setzen. Welchen Anteil dagegen das Reich an ihm genommen hat, geht nicht nur aus den vielen Beweisen der Beschäftigung mit seiner Kunst und seinem Leben hervor; er findet auch darin sinnvollen Ausdruck, daß im Reich der Rembrandt-Preis zur Verteilung gelangt, mit dem schon mancher zeitgenössische niederländische Künstler ausgezeichnet worden ist. Weitere Beispiele lassen sich anführen, erinnert sei aus neuerer Zeit nur an Multatuli, den großen Revolutionär, bei dem es geradezu symptomatisch ist, daß ihm im Reich Zuflucht und Lebensabend beschieden waren, nachdem ihn sein eigenes Land verstoßen hatte. Und wenn man die Gegenrechnung aufstellt, dann kann man zur jüngsten Zeit die Frage stellen: Was hat der Westen für seinen stärksten Exponenten bodengelöster Kulturauffassung in

den Niederlanden, Menno ter Braak, getan? Er, der bis zum 10. Mai 1940 das zeitgenössische Geistesleben beherrschte, ist vergessen, man ist über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Das ist gleichfalls symptomatisch für die Gesamtlage in den Niederlanden. Auch auf dem kulturellen Gebiet waren Buchhalter die Sachwalter von Genies, auch hier wurde in ihren Händen ein Erbe immer wertloser, das in Rembrandt und Vondel seine schönsten Lichter aufgesetzt hatte und heute nur ganz vereinzelt Reflexe hervorbringt.

Das natürliche „Hinterland“ ist nun einmal, solange eine organische europäische Ordnung besteht, das Reich. Dies gilt nicht nur auf dem wirtschaftlichen, kulturellen oder politischen Gebiet, sondern vor allem dann, wenn es sich um den Einsatz der völkischen Substanz für die Errichtung einer glücklicheren Zukunft beider Bereiche handelt.

Als im März 1942 die niederländisch-indische Armee kapitulierte, erhielt eine feige geflüchtete und den Interessen ihres Volkes zuwiderhandelnde Führung die voraussehende Gewißheit bescheinigt, daß sie das große Erbe einer germanischen Leistung nicht nur nicht gut verwaltet, sondern auch leichtfertig vertan hatte.

„Ihr schönstes Prunkstück, den Gürtel von Smaragd, verlor die niederländische Magd“, schreibt die Provinzzeitung „De Gooi-en Eemlander“ am 4. März 1942 und bringt damit die Gefühle unseres niederländischen Nachbarn in ergreifender Weise zum Ausdruck. „Zerbrochen liegt er zu ihren Füßen. Die Niederlande verloren Indien.“

Mit dem niederländischen Imperium ist es nun zu Ende. Die schönsten Blätter aus unserem Geschichtsbuch wurden herausgetrennt, zerrissen und hinweggefegt in das unendliche Nichts. Die Niederlande verloren Indien.

Auf manchen Plätzen unseres Landes steht das Standbild eines Mannes, eines Eroberers, der im fernen Indien für die Niederlande ruhmreiche Geschichte machte. Plätze und Straßen tragen die Namen dieser großen Niederländer, die auch in der Weltgeschichte stehen. Meist ganze Viertel unserer Städte werden nach Sumatra, Borneo, Celebes, nach den Molukken, Timor, Java oder nach anderen Perlen Ost-Indiens genannt, aber die Niederlande haben Indien verloren.

Später werden wir unseren Kindern auf die Frage: „Wer ist das?“ antworten müssen: „Das ist General van Heutsz, der ein ganzes Leben lang ruhmvoll kämpfte und arbeitete für unsere Kolonien in Ost-Indien.“ — „Kolonien?, davon habe ich nie etwas gehört?“ — „Nein, denn die Niederlande haben Indien verloren.“

Ihr schönstes Prunkstück, den Gürtel von Smaragd, verlor die niederländische Magd. Zerbrochen liegt er zu ihren Füßen. Die Niederlande verloren Indien.“

*

Es würde aber in keiner Weise der Tradition der großen Niederländer entsprechen, würde man sich lediglich der Trauer um den Verlust hingeben. Wir glauben an die gesunden Kräfte des niederländischen Volkstums, ihren realen Sinn und an die Lehre, die uns die Geschichte gibt. Man muß allerdings in die Zeiten zurückgehen, in denen das Wissen um das gemeinsame Schicksal auf beiden Seiten noch lebendig war und auch seine Verwirklichung fand — wir meinen die große Zeit der mittelalterlichen deutschen Geschichte im 12. Jahrhundert und die große Zeit der Niederlande im 17. Jahrhundert, als beide Räume ihre Kräfte der Führung und der völkischen Substanz zusammentaten und jene großen Leistungen vollbrachten, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der deutschen Ostkolonisation und in der niederländischen Überseekolonisation gefunden haben. Im 17. Jahrhundert war das Reich zerrissen, es lag ohnmächtig am Boden. Aber seine Menschen waren stark und gläubig geblieben. Die Niederländisch-Ostindische Kompanie führte den großen germanischen Zug über die Weltmeere in unbekannte Räume, und die Menschen aus dem Reich erahnten die Aufgabe, die für sie bereitgestellt war. Soldaten, Ärzte, Techniker, Wissenschaftler und Kaufleute stellten sich der Kompanie zur Verfügung und ermöglichten durch ihr stilles, nur der Aufgabe verpflichtetes Mittun bis auf unsere Zeit die Sicherstellung des Erfolges in dem erreichten Ausmaß. Ob es sich dabei um Indien, Amerika oder Südafrika handelte, war gleichgültig. Gleichgültig bleibt auch der prozentuale Anteil, entscheidend ist vielmehr die Vollendung der gemeinschaftlichen germanischen Leistung. Ähnlich verhielt es sich im 12. Jahrhundert, als deutsche Fürsten dazu aufriefen, der germanischen Kultur neue Räume im Osten zu erschließen. Damals kamen die Menschen aus den Niederen Ländern und stellten sich in germanischer Selbst-

aufopferung dem großen Werk zur Verfügung, und noch in unserer Generation künden nicht nur die steinernen Zeugen von ihrem Anteil.

Heute stehen wir wieder am Anfang einer sich bereits in ihren ersten Konturen abzeichnenden germanischen Zeit. An jeden Niederländer tritt die Frage heran: Willst du dich vergrämt an deinen Kamin setzen und weiterhin der nunmehr zum Phantom gewordenen Idylle anhängen, oder aber willst du mitmachen? Alles deutet darauf hin, daß sich auch jetzt wieder der reale Sinn des Niederländers durchsetzen wird. Schon warten Hunderte von Niederländern auf ihren Einsatz im Osten, um als Verwalter von Kolchosen ihren Beitrag zum Neuaufbau Europas zu liefern; schon sind Niederländer dabei, im deutschen Osten mit ihren handwerklichen Fähigkeiten den Ruf ihres Volkstums an der jenseitigen Grenze des Reiches zu gründen und zu festigen; und schon steht unter der Führung Adolf Hitlers Schulter an Schulter mit den deutschen Kameraden junges niederländisches Blut weit vorgeschoben im Abwehrkampf gegen den alle Kultur zerstörenden Bolschewismus, angetreten im Geiste de Ruyters und Tromps, die sich in der großen Zeit der Niederlande allen den Feinden entgegenstellten, denen das europäische Schicksal nur eine Angelegenheit des eigenen Gewinns und

der eigenen Machtvergrößerung war. Und es ist wohl mehr als symbolisch, wenn der Leiter der Nationalsozialistischen Bewegung in den Niederlanden, A. A. Mussert, zum Jahreswechsel 1941/42 selbst im Osten weilte und als Abgesandter der Heimat den Freiwilligen deren Grüße und Wünsche überbrachte. Alle diese Niederländer stehen auf ihrem Posten, um durch ihren Einsatz den Makel vom niederländischen Volk wegzunehmen, den eine volksentwurzelte sogenannte Führung ihm zugefügt hat, um wieder an der Durchführung des großen gemeinschaftlichen germanischen Auftrages teilzuhaben, der heute durch und in Adolf Hitler Gestalt und Ziel erhalten hat. Sie bahnen eine Entwicklung wieder an, die mit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts ihren damaligen unvollendeten Abschluß gefunden hatte. Sie sind die Landmesser, die es durch ihren Einsatz ermöglichen, daß — ganz nüchtern gesprochen — zu gegebener Zeit auch dem aus dem überfüllten Niederland kommenden Bauern ein Hof im Osten zugewiesen werden kann. Dieser Zug gen Osten fand damals seinen sinnfälligen Ausdruck in den herben Klängen und Worten voller Sehnsucht und Aufgabe: Naer Oostland willen wij rijden... Heute ist seine erste Etappe bereits von über hunderttausend niederländischen Arbeitern im Reich zurückgelegt, und ihr Lied ist der Rhythmus der Arbeit für den Endsieg.

Magdeburger Recht im ehemaligen Polen

Von Richard Zarbock

Das Streben der Deutschen, die weiten östlichen Räume zu beherrschen, ist so alt wie unser Volk. Aber schon den ersten Versuchen, der Unermeßlichkeit des Ostens Herr zu werden und ihr Ordnung zu geben, traten große Schwierigkeiten entgegen. Der Raum selbst widersetzte sich immer wieder der ordnenden Arbeit.

Die kraftvolle Ostpolitik der mittelalterlichen Kaiser hat nicht immer zum erstrebten Erfolg geführt, und dies ist nicht, wie mitunter angegeben wird, auf Mangel an Weitblick bei den in Betracht kommenden Herrschern oder auf mangelhaften Einsatz zurückzuführen. Der Weitblick war da, und die militärischen Kräfte, die im Osten eingesetzt wurden, waren, wie K. Schünemann nach-

gewiesen hat, bis ins 12. Jahrhundert hinein stärker als die Heere, die über die Alpen nach Italien zogen. Vielmehr haben zu dieser Zeit Raum und Landschaft selbst gegen die Deutschen gekämpft. Die Wildnis der Landschaft und die äußerst geringen Bodenerträge machten größere militärische Operationen zunächst ganz unmöglich. Erste Aufgabe mußte daher sein, den Raum durch umfassende Rodungs- und Siedlungsarbeit zu erschließen, bevor sich deutsche Ordnungs- und Aufbaukräfte in den östlichen Ländern durchsetzen konnten. Und diese raumerschließende und raumordnende Aufgabe ist durch die Ostkolonisation, die größte Tat des deutschen Mittelalters, in Angriff genommen worden.

Um die Widerspenstigkeit der Landschaft

zu brechen und die weiten Räume des Ostens für die Errungenschaften des Westens aufzuschließen, bedurfte es nicht nur der äußerst harten Rodungsarbeit deutscher Siedler, und dazu genügte auch nicht die Anwendung der im Westen erprobten Wirtschaftsmethoden, sondern dazu war vor allem die sichernde und schützende Ordnung durch ein neues Recht erforderlich, das den deutschen Siedler in jeder Beziehung in der Fremde wirksam in Schutz nahm. Und diese neue Ordnung stellte das deutsche Recht dar, das nicht nur den deutschen Siedlungen Grundlage und Rückhalt bot, sondern das, gleichsam wie eine allgemeine neue Raumordnung allmählich über die deutschen Siedlungen hinausgreifend, den Ostraum bis weit in die Ukraine und nach Rußland hinein mit einer ordnenden Kraft erfüllte.

I. Lübeck, Freiberg i. S., Magdeburg und die Ostkolonisation.

Drei ihrer Lage und daher auch ihrem Charakter nach verschiedene Städte sind bei der Prägung der deutschen Stadtrechte, die für unsern Osten so bedeutungsvoll werden sollten, hervorgetreten: Lübeck, Freiberg i/S. bzw. Iglau und Magdeburg.

Heinrich der Löwe, der große Ostkolonisateur, hatte 1158 Lübeck, das „deutsche Tor in die Welt“, neugegründet. Von hier aus erfolgte die städtische Erschließung des gesamten Ostseeraumes. Es bildete sich in dieser Stadt das lübische Recht heraus, das den Erfordernissen des Seehandels in jeder Beziehung Rechnung trug. Nowgorod am Ilmensee, Wisby auf Gotland, die Städte des Baltikums und Südschwedens zeugen von den Ausmaßen dieser weitausgreifenden Bewegung.

In Freiberg in Sachsen, der Stadt des Bergbaus, entwickelte sich ein Recht, das für die Gründung der südlichen Bergstädte maßgebend werden sollte. Iglau gab diesem Recht seinen Namen. Es war bestimmend bei der Gründung vieler Städte im bergbautreibenden Sudetenlande, fand starke Beachtung bei Städtegründungen in Siebenbürgen und der Slowakei, ja sogar darüber hinaus in Bosnien und Serbien.

Groß war der Geltungsbereich des lübischen und Iglauer Rechts, aber wie sehr trat er hinter dem Machtbereich jenes Stadtrechts zurück, das am Ende des 12. Jahrhunderts von Magdeburg seinen Ausgang nahm und die weiten Ebenen zwischen Ostsee, dem Ostflügel der mitteldeutschen Gebirgsschwelle und dem Karpatenzuge mit seiner ordnenden Kraft erfüllte!

Das Magdeburger Recht beglückte die meisten Städte des östlichen Kolonisationsgebietes. Naumburg, Halle a. d. S., Kottbus, Dresden, Meißen und Leipzig hatten es angenommen. In der Altmark bestimmte es das Rechtsleben in Stendal und Tangermünde. Ja, es griff sogar in den Machtbereich des lübischen Rechts hinüber: Wittstock und Stettin hatten es hier übernommen, desgleichen viele Städte der Mark Brandenburg wie Berlin, Prenzlau, Jüterbog, Fürstenberg. Als „Kulmer Recht“, das in seiner alten Gestalt nichts anderes als eine Modifikation des Magdeburger Rechts ist, verbreitete es sich über das weite Ordensland. (Die sogenannte „Kulmer Handveste“ vom Jahre 1233 machte zunächst für die Weichselstädte Kulm und Thorn das Magdeburger Recht zur Grundlage dortiger städtischer Freiheit.) Weiter ging der Siegeslauf unseres Rechts: In Böhmen und Mähren (Olmütz, Neustadt), ja sogar in Ungarn (Ofen) fand es Eingang. Vor allem war es maßgebend für die vielen Dörfer und Städte, die vom Beginn des 13. Jahrhunderts an in Polen gegründet wurden.

Das Augenmerk aller Deutschen ist seit dem „Feldzug der 18 Tage“ besonders auf die Aufbauarbeit im wiedereroberten deutschen Kulturraum gerichtet. Die Erinnerung an die weiträumige und nachhaltige Wirkung des Magdeburger Rechts im Osten findet wachsende Beachtung: Die „Historische Kommission für Schlesien“ wendet sich der Erschließung der deutschen Rechtsdenkmäler in Schlesien zu; die Berliner Akademie der Wissenschaften ließ kürzlich in einem sehr erfolgreichen Preisausschreiben das deutsche Stadtrecht des Ostens bearbeiten; Magdeburg, von dem aus einst das deutsche Stadtrecht seinen Siegeszug nach dem Osten angetreten hatte, hatte 1940 ein „Institut zur Erforschung des Magdeburger Stadtrechts“ ins Leben gerufen, und dieses wendet sich der großen Aufgabe zu, unsere Kenntnis vom deutschen Stadtrecht im Osten durch umfassende Sammlung der Schöffenbriefe, Rechtsaufzeichnungen und Rechtsmitteilungen zu erweitern und zu vertiefen. Unsere schnelle und intensive Forschungsarbeit hat unter anderem bereits festgestellt, daß weit über 100 Städte des Generalgouvernements dem deutschen Recht ihre Entstehung verdanken. In allen diesen deutschrechtlichen Städten sollen Rolandssäulen aufgestellt werden, jene bekannten Rechtssymbole, deren blankes Schwert im Mittelalter die Bewohner auf ein Dreifaches hinwies: „auf das königliche Regal, durch das sich die Marktorte vor anderen Gemeinden auszeich-

neten, auf den Königsfrieden, der den Markt und das Marktrecht heiligte, und auf den Königsbann, der den Verächter bedrohte.“

II. Die Grundzüge des Magdeburger Stadtrechts.

Wenn wir den Ursprung und Charakter des Magdeburger Rechts verstehen wollen, dann müssen wir uns die Entwicklung Magdeburgs in den ersten Jahrhunderten nach seiner Gründung vergegenwärtigen, die Entwicklung vom Marktplatz zur Stadt mit eigener Verwaltung. Der eigentliche Gründer Magdeburgs war bekanntlich Otto der Große. Seine Elbsiedlung war aber noch nicht als Stadt, sondern nur als Marktplatz anzusprechen. Sie gehörte der Grafschaft Billungshoh an. Otto der Große nahm sie bald aus diesem Grafschaftsbezirk heraus und unterstellte sie der Kirche des hl. Mauritius, des Schutzpatrons des Magdeburger Domes. Die Bewohner Magdeburgs waren also nicht mehr dem Grafengericht dienstpflichtig, sondern ihr oberster Richter war von nun an der Vogt der Magdeburger Kirchen, der spätere Burggraf von Magdeburg. Der Burggraf war abhängig von dem Stadtherrn (Erzbischof), dessen Vogt er war, er diente aber unter Königsbann. Wie beim Grafengericht, so waren auch beim Gericht des Burggrafen Schöffen Sucher und Finder des Rechts und Urteils. Sie wurden, da sie in richterlicher Hinsicht vom Stadtherrn, dem Erzbischof, unabhängig waren, nicht von diesem ernannt, sondern sie ergänzten sich durch eigene Zuwahl und bildeten nach Jahren ein selbständiges, festorganisiertes Kollegium, den weithin berühmten Magdeburger Schöffenstuhl.

Aus der Masse der Bevölkerung Magdeburgs hatte sich im 11. Jahrhundert eine soziale Oberschicht herausgebildet. Zu ihr gehörten die Ministerialen (Dienstadel des Erzbischofs) und die Nachkommen von den in der ottonischen Zeit hier ansässigen Kaufleuten (negotiatores). Diese Oberschicht bildeten die Patrizier, die Geschlechter, aus denen sich das Schöffenkollegium durch eigene Zuwahl ergänzte. Den Patriziern entsprachen später die „officia maiora“, das waren die fünf „großen“ Innungen, die Innung der Gewand- und Leinwandschneider, der Krämer, der Schuhmacher und Gerber. Die fünf „großen“ Innungen waren wohlhabend geworden und es zeigte sich infolgedessen bei ihnen ein starkes Selbstbewußtsein. Sie wollten in Zukunft nicht mehr Objekt der Verwaltung sein und verlangten daher, am Regiment der Stadt teilzunehmen. Mit dieser Forderung

gerieten sie natürlich in starken Gegensatz zum Stadtherrn. Es kam zum offenen Aufbruch, und die Bürger siegten. Die Bürgergemeinde erzwang neue Rechte, und die „Universitas burgensium“ mußte vom Erzbischof anerkannt werden (1241). So war neben den Schöffenstuhl als neues Organ der städtischen Verfassung der Rat getreten.

Das ist in kurzen Zügen die Entwicklung der ottonischen Elbsiedlung vom Marktplatz zur Stadt mit eigener Verwaltung.

Der Magdeburger Schöffenstuhl nahm für den größten Teil des östlichen Kolonisationsgebietes den Rang eines Oberhofes ein. Konnten nämlich die Schöffen einer nach Magdeburger Recht begründeten Stadt in einem Rechtsfall zu keinem Rechtsspruch kommen, so wandten sie sich an den Schöffenstuhl der nächstgrößten Stadt um Rechtsauskunft. Kamen sie auch hier nicht zum Ziel, dann nahmen sie den nächsten Schöffenstuhl in Anspruch. *Letzte und höchste Auskunftsstelle* aber war bei diesem Rechtszug der *Schöffenstuhl von Magdeburg, dessen Sprüche daher für den gesamten Osten von richtungweisender Bedeutung* waren. So wurde Magdeburg von selbst höchste Appellationsinstanz für alle Städte, die nach Magdeburger Recht begründet oder mit Magdeburger Recht „bewidmet“ worden waren. Diese Städte gingen, wie man damals sagte, in Magdeburg „zu Haupte“.

Der Rechtszug erfolgte in der Frühzeit mündlich. Das anfragende Schöffenkollegium begab sich nach Magdeburg, trug den strittigen Fall vor und kehrte mit dem Rechtsspruch des Magdeburger Schöffenstuhls in die Heimatstadt zurück. Später wurde nur eine kleine Gruppe von Schöffen mit dieser Mission betraut, bis an die Stelle des mündlichen Rechtszuges der schriftliche Verkehr trat.

Viele Schöffenbriefe haben sich bis in die heutige Zeit erhalten. Es sind dies kleine, sorgfältig geschriebene Pergamentzettel mit dem roten Schöffensiegel, auf denen die Magdeburger Schöffen den anfragenden Städten Auskunft erteilten.

Der Magdeburger Schöffenstuhl stellte auch den obersten Gerichtshof für die vielen deutsch-rechtlichen Siedlungen im ehemaligen Polen dar. Kasimir der Große, der letzte König aus dem Hause der Piasten, bemühte sich jedoch, die Beziehungen der deutschen Siedler zu ihrer alten Heimat zu unterbinden, und verbot bei schwerer Strafe (z. B. Gütereinziehung) um 1350 die Berufung an das Schöffengericht zu Magdeburg. Da er aber wußte, daß ein Rechtsleben in seinem Lande

ohne das Magdeburger Recht nicht mehr denkbar war, ließ er die wichtigsten Bestimmungen dieses Rechts im „Liber iuris Teutonici“ aufzeichnen. Außerdem errichtete er 1356 den deutsch-rechtlichen Oberhof zu Krakau und ließ diesem „ius supremum Teutonice provinciale“ die Entscheidungen aller „Provokationen und Appellationen“ zuweisen, welche früher meistens nach Magdeburg zu gehen pflegten.

Jahrhundertlang gingen die nach Magdeburger Recht begründeten Siedlungen in Magdeburg „zu Haupte“. Dann aber sank der Ruhm des Schöffenstuhles: Das römische Recht drang ein, und der Schöffe, der Volksrichter, wurde durch den gelehrten Richter verdrängt. Dazu kam die Territorialpolitik der aufstrebenden Landesfürsten, die für ihre Gebiete eine eigene Rechtseinheit erstrebten, mit der die Vormachtstellung Magdeburgs in Widerstreit geriet. Magdeburg galt außerdem als die Hochburg des Protestantismus, und die katholischen Fürsten des Ostens sagten sich daher von ihm los. Den Todesstoß aber gab dem Oberhof die Zerstörung Magdeburgs am 10. Mai 1631. Aus einer Urkunde des Städtischen Archivs zu Magdeburg geht aber hervor, daß noch bis in spätere Zeiten hinein in Rechtsfragen in Magdeburg um Auskunft gebeten wurde. Nach einem noch vorhandenen Schreiben verbot Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, die Verbindung mit Magdeburg und wies auf Berlin hin.

Magdeburg lag im Gebiet des „Sächsischen Rechts“, das uns Eike v. Repgow in seinem „Sachsenspiegel“ in deutscher Sprache aufgezeichnet hat (1215—1235). Da Magdeburg nach der Verfügung Ottos des Großen einen besonderen Gerichtssprengel bildete und sich die Beschäftigung seiner Bewohner wesentlich von der des platten Landes unterschied, so ist es erklärlich, daß sich in der Stadt besondere Rechtsgewohnheiten herausbildeten, und diese führten zu dem sogenannten „Magdeburger Recht“. Offizielle, systematische Rechtsaufzeichnungen fehlen aus der ältesten Zeit. Der Charakter des Magdeburger Rechts ergibt sich aus gelegentlichen Urkunden, späteren privaten Zusammenstellungen und aus den Schöffensprüchen des Magdeburger Schöffenstuhles. Eine Urkunde des Erzbischofs Wichmann, des großen Kanzlers Barbarossas, vom Jahre 1188 (es handelt sich hierbei um das berühmte Privileg an die Bürger Magdeburgs) bekundet zum ersten Male einige Einzelheiten des Magdeburger Rechts. Vor allem spiegelt es sich in den schriftlichen Rechtsbelehrungen wider, die Magdeburg an Städte gab, die nach Mag-

deburger Recht begründet oder mit Magdeburger Recht „bewidmet“ worden waren. Am umfassendsten ist unser Stadtrecht in einem langen Rechtsbrief der Magdeburger Schöffen für die Stadt Görlitz vom Jahre 1304. Dieser enthält nicht weniger als 140 Kapitel und ist als die erste Gesamtkodifizierung des Magdeburger Rechts anzusehen.

Nach deutschem Recht leben bedeutet nichts anderes, als nach deutscher Art in persönlicher Freiheit zu leben. Bevor der deutsche Siedler seine Heimat verließ, mußte er die Gewißheit haben, daß in den polnischen Ländern seiner ein menschenwürdiges Los harrte. Nun war in Deutschland längst der Grundsatz zur Geltung gelangt, daß derjenige, der Ödland in Kulturland, in sogenanntes „Neubrudland“, verwandelte, sich dadurch ein Recht auf die persönliche Freiheit erwarb. Er fühlte sich lediglich dem Grundherrn gegenüber verpflichtet, einen mäßigen Zins zu zahlen. Und das ist die wahre und ursprüngliche Bedeutung des deutschen Rechts, die Vorbedingung für die Ansiedlung der Deutschen im Osten. Der neuzubesiedelnde Boden mußte daher von den Pflichten des polnischen Rechts (Scharwerksdienste, persönliche Gebundenheit u. dgl.) befreit werden. Und das geschah. Die neue Freiheit wurde feierlichst durch den Landesherrn ausgesprochen und urkundlich verbrieft. Dann wurden die Rechte und Pflichten der Kolonisten durch besonderen Vertrag zwischen diesen und ihrem Grundherrn festgelegt. Dem Lande und dem Landesherrn gegenüber waren die Siedler nicht verpflichtet. Nur eine Leistung im öffentlichen Interesse blieb für die Einwanderer bestehen: im Kriegsfall hatten sie bei der Verteidigung des Landes mitzuhelfen. Zwischen dem Siedler und dem polnischen Grundherrn bestand das Erbzinsrecht. Der Bauer erhielt die Hufe mit dem Rechte der Vererbung gegen Zahlung eines Jahreszinses (oft betrug er nur einen Vierdung = 50 Gramm Silber). Der Siedler hatte ein fast uneingeschränktes Verfügungsrecht über seine Hufe. Nach einer Urkunde hat der polnische Grundherr Baldwin dem Schulzen von Powidz (Kreis Gnesen) und seinen Nachkommen ausdrücklich zugesichert, „ihr Schulzengut beliebig veräußern, verschenken, vertauschen zu dürfen“. Und dieses Recht galt für jeden deutsch-rechtlich gesiedelten Kolonisten, wenn er einen gleichwertigen (d. h. zahlungsfähigen) Ersatzmann stellte — hing doch damit die Freizügigkeit zusammen, jenes unbestreitbarste Wahrzeichen persönlicher Freiheit,

unter dem er in die neue Heimat eingezogen war.

Wichtiger als die Zugeständnisse auf wirtschaftlichem Gebiete war den deutschen Siedlern und Bürgern die feierliche Zusicherung, ihr Gemeindeleben nach altvertrauten Rechts- und Verwaltungsgrundsätzen gestalten zu dürfen, wie sie das Magdeburger Recht aufwies. Dieses Recht erfreute sich bald eines solchen Rufes in unserm Osten, daß der so deutschfreundliche Piastenherzog Heinrich I. von Schlesien sich an die Magdeburger Stadtverwaltung wandte und sie bat, ihm eine Abschrift ihres Stadtrechts zu schicken. Das geschah, und das noch vorhandene Schriftstück weist Bestimmungen über alle möglichen Fragen des öffentlichen und privaten Rechts auf (Verteidigung des Landes, Hausfriedensbruch, Gewalttat, Handel, Gewerbe, herzogliches Kaufhaus u. dgl.). Diese Rechtssatzungen gelangten von Schlesien aus auch nach den übrigen Teilen Polens. Und so traten uns in den polnischen Landen noch in später Zeit manche symbolisierenden Wendungen jener alten deutschen Weistümer entgegen, deren Ursprung in die graue Vorzeit zurückgeht: ein Rest echten Germanentums inmitten der slawischen Welt, während in eigentlich deutschen Ländern fast überall die Nüchternheit des römischen Rechts den Sieg davon getragen hatte.

III. Das Magdeburger Recht bei den Städten des Ostens.

Der erste urkundlich feststehende fürstliche Willensakt, durch den deutsche Siedler nach Großpolen gerufen wurden, fällt in das Jahr 1210. Viele geistliche und weltliche Fürsten waren Zeugen jener feierlichen Handlung, „kraft welcher Herzog Wladislaus Odonicz an Winemar, den Abt des Zisterzienserklosters zu Pforta, einen erheblichen Landstrich im Bezirk seiner Burg Priment zur Besiedlung mit den ersten deutschen Kolonisten in Großpolen überwies“. Nun ließen es sich auch die geistlichen Stifter, Klöster und Domkapitel angelegen sein, deutsche Ansiedler auf ihre Güter zu ziehen. So erwirkte z. B. Bischof Bogufal zu Posen für alle Dörfer seines bischöflichen Besitzes von Herzog Przemisl das Recht der Besiedlung „iure theutonico“, und von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Bewilligungen deutschen Rechts von seiten der Landesfürsten. Auf der Grundherrschaft der Gnesener Erzbischöfe in Groß- und Kleinpolen, in Pommerellen und Masowien sind von 1285—1512 nicht weniger

als 215 Siedlungen Magdeburger Rechts feststellbar.

Der Anfang des 13. Jahrhunderts brachte die ersten Städtegründungen in Polen. In die Regierungszeit der fürstlichen Brüder Przemisl und Boleslaus von Großpolen fällt die Erhebung des alten Gnesen zu einer deutschen Stadtgemeinde mit Magdeburger Recht (1243). Zehn Jahre später entschlossen sich die Brüder zu ihrer größten Tat, nämlich in der alten polnischen Siedlung Posen eine Stadt „deutschen Rechts“ anzulegen. Schon vor dieser Stadtgründung hat es in Alt-Posen Deutsche gegeben, die nach eigenem Rechte unter einem Schultheiß standen. Aber diese „wilde“ Siedlung sagte den beiden fürstlichen Brüdern nicht zu, und so wandten sie sich denn an den bewährten Lokator (locare = besiedeln) Thomas aus Guben und übertrugen ihm „nach Beratung mit den Großen des Reiches und mit ausdrücklicher Bestimmung des Bischofs Bogufals die Anlage der neuen Stadt nach deutschem Magdeburger Recht“.

Viele Städte wurden jetzt in Großpolen gegründet und allen stand das Magdeburger Recht zu: Schrimm (1253), Meseritz (1259), Rogasen (1280), Nakel (1299), Exin (1262), Zduny (1267) usw. Geistlichkeit und Adel folgten dem Beispiel der Landesherrn und beauftragten deutsche Bürger, Städte „zu deutschem Rechte“ anzulegen.

Diesen städtischen Siedlungen waren schon die zwei bedeutendsten deutschen Städtegründungen in Polen vorangegangen: Krakau und Warschau. 1228 war Krakau in Kleinpolen als deutsche Stadt neben dem alten polnischen Dorfe entstanden. Kaufleute und Handwerker hatten hier einen Mittelpunkt deutschen Lebens geschaffen. Von Herzog Boleslaus dem Schamhaften erhielten sie Freibriefe und Gerechtsame, „nachdem sie sich in den Zeiten der Gefahr als kräftige Stütze erwiesen hatten“. Die Stadt trug einen durchaus deutschen Charakter: 1540 konnte sie in den Bund „der deutschen Hansa“ eintreten; das Nürnberger Kunstleben hatte einen „Ableger“ in Krakau (Hochaltar des Veit Stoß); Deutsche erhielten in Kleinpolen hohe Regierungsämter; in der Krakauer Marienkirche wurde noch im 16. Jahrhundert in deutscher Sprache gepredigt.

Als Herzog Konrad 1207 die Regierung über Masowien übernahm, wies sein Herzogtum insgesamt 50 000 Einwohner auf. Der junge Herzog wollte sein verwahrlostes Land der Kultur erschließen und berief Deutsche in sein Land. Das Dörfchen Warszawa schien ihm für die

Anlage einer Stadt geeignet zu sein. Deutsche Handwerker und Kaufleute folgten seiner Einladung. So entstand neben dem Dörfchen Warszawa ein deutsches Städtchen, die spätere Altstadt Warschau (Magdeb. Recht 1339). Zu welcher Bedeutung sie im Laufe der Zeit gelangte, beweist der Umstand, daß sie als Verhandlungsort für einen großen Prozeß gewählt wurde, der zwischen dem deutschen Ordensritter und dem Polenkönige um die Kulmer Lande unter Leitung eines päpstlichen Legaten geführt wurde. Die Namen in den Prozeßakten (Stadtvogt, Untervogt, Hofnotar, Rektoren, Schöffen) sind deutsch und sprechen von dem deutschen Charakter der Warschauer Stadtverwaltung. Zwischen Warschau und den deutschen Reichsstädten Nürnberg und Augsburg bestand ein lebhafter Handelsverkehr. So verzweigte sich z. B. das alte Augsburger Handelsgeschlecht der Fugger bis nach Warschau hin. Die Warschauer Ratsakte vom 14. Januar 1530 tragen den Vermerk, „daß der Warschauer Bürger und Kaufmann Georg Foker, der viel auf Reisen sei, während der nächsten drei Jahre von seinen Pflichten als Beisitzer der Stadtverwaltung befreit ist“. Und der Genannte ist kein anderer als der Enkel des 1469 zu Augsburg verstorbenen Kaufmanns Jakob Fugger. (Bekanntlich legte man in früheren Jahren auf eine einheitliche Schreibart der Familiennamen kein großes Gewicht.) Daß die polnischen Könige mit den reichen Fuggers geschäftliche Beziehungen unterhielten, geht aus einem Schuldschein hervor, den König Sigismund I. am 28. Oktober 1522 in Wilna auf den Betrag von 40 049 Dukaten an Jakob Foker ausstellte. Und wie groß der Einfluß des Fuggerschen Handelsgeschlechts in Warschau gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß der dortige „Krasinskiplatz“ noch im 17. Jahrhundert „Fukierowski“ hieß.

Einer masowischen Siedlung nach der andern wurde jetzt das Magdeburger Recht verliehen, und als die masowische Linie der Piasten 1526 ausstarb und ihre Lande in den unmittelbaren Besitz der Krone übergingen, hatten bereits alle Städte dies- und jenseits der mittleren Weichsel das Magdeburger Recht (Kulmisches Recht): Pultusk, Lowicz, Lomża, Prasnysz, Mlawa, Skierniewice usw.

Waren es in Masowien die Einfälle der Pruzzen und Litauer, die eine stärkere Besiedlung vornehmlich veranlaßten, so riefen in dem oberen Weichsellande die fortdauernd sich wiederholenden, nicht weniger verheerenden Einbrüche der Mongolen und benachbarten Russen dasselbe Bedürfnis hervor.

„Um unsere durch das Schwert der Feinde entvölkerten und von Hacke und dem Pfluge unberührten Lande, die mit unschuldigem Blut befleckt und unbebaut daliegen, mit andern Menschen und Ackerbauern wieder zu besetzen und in bessern Stand zu bringen, gewähre ich den Ansiedlern größere Rechte und Freiheiten“, sagt Herzog Leszek von Krakau in einer Urkunde vom Jahre 1287. Und diese „Freiheiten“ waren im allgemeinen das Magdeburger Recht.

Im 16. Jahrhundert wuchs in allen östlichen Landschaften Polens die Zahl der mit Magdeburger Recht bewidmeten Städte sehr schnell. Die Fürsten hofften, an volkreichen befestigten Städten ein Hilfsmittel zu einer erfolgreichen Verteidigung und Sicherung gegen die dort fortdauernden Einfälle der Tataren und Türken zu gewinnen. So sagt z. B. Sigismund III. in einer Urkunde von 1619: „Weil es daher mein Wunsch ist, im Interesse der Landesverteidigung bei neugegründeten Orten eine schnellere Entwicklung zu sehen . . . erteile ich ihnen das M. R.“, eine Motivierung, welche sich bis tief ins 18. Jahrhundert wiederholt.

1370 starb mit Kasimir d. Gr. die Königsfamilie der Piasten aus. Wenige Jahre danach trat ein Ereignis ein, welches für die Verbreitung des Magdeburger Rechts von der größten Tragweite war: die Berufung der Jagiellonen zur Herrschaft in Polen. Sie, bisherige Feinde der abendländischen Kirche und Kultur, wurden infolge der Erhebung ihres Herrschergeschlechts auf den Thron Polens mit diesem zugleich ein Glied der römisch-katholischen Christenheit und eröffneten deren Kultur den Zugang zu den weiten Gebieten zwischen Niemen und Dnieper. Da konnte es denn auch nicht fehlen, daß auch das Magdeburger Recht eine weitere Verbreitung nach Osten fand. Als Wladislaus Jagiello zum erstenmal nach seiner Thronbesteigung von Polen nach Litauen zurückkehrte, um dort das erste Bistum zu gründen, verließ er Wilna, der damaligen Hauptstadt Litauens, das Magdeburger Recht (1387). Vier Jahre später folgten Grodno und wohl auch Kowno.

Die Formen der deutschen Gemeinde und ihres Rechts hatten sich inzwischen so fest bei den Polen eingebürgert, daß diese sozusagen die Begriffe „Stadt“ und „Magdeburger Recht“ niemals wieder voneinander zu trennen vermochten und das letztere auch dorthin übertrugen, wohin der Fuß des deutschen Siedlers nur selten oder gar nicht mehr kam. Wo irgend in Großpolen oder Masowien, in Podolien oder Wolhynien, am Dniepr oder an

der Beresina eine Stadt gegründet oder eine verfallene wieder emporgebracht werden sollte, hielt man stets, ganz absehend von der Nationalität ihrer Bevölkerung, die Erteilung des Magdeburger Rechts für das erste Erfordernis. Man kann sagen, bis nahe an den endgültigen Untergang des alten polnischen Reiches blieb dieses Recht dort die fast ausschließliche, stereotype Form alles eigentlich städtischen Lebens.

Und nun zum Schluß die Frage: Was war es denn hauptsächlich, das die polnischen Herren immer wieder veranlaßte, auf das deutsche Recht zurückzugreifen? In den Stiftungsurkunden heißt es meistens — und damit ist das Hauptmotiv für die deutschrechtlichen Städtegründungen in Polen angegeben —: „Wir gründen diese Stadt zu deutschem Recht, weil wir, wie es sich geziemt, auf Besserung und Neuordnung unseres Landes bedacht sind . . .“ Die polnischen Fürsten schrieben den ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung, den das ganze Land seit Beginn der deutschen Masseneinwanderung genommen hatte, dem deutschen Recht zu, das dem Spiel der Kräfte die freieste Entfaltung gönnte. In diesem

Rechte glaubten sie das Geheimmittel gefunden zu haben, das ihren Ländern zur Höhe der deutschen Kultur verhelfen müsse. Sie wähten, daß das deutsche Recht, einfach auf ihre polnischen Hintersassen übertragen, dieselben Erfolge zeitigen müßte, und verkannten ganz, daß es eben nur eine Form war, dem eigensten deutschen Geiste entsprungen, innerhalb deren sich nur der Deutsche, nicht aber der Pole, mit Erfolg betätigen konnte. (In den Urkunden nach 1300 wird kaum noch von der „Ansetzung Deutscher“, sondern nur von der „Ansetzung zu deutschem Rechte“ gesprochen.)

Für die hohe Wertschätzung des Magdeburger Rechts, dessen Ausdehnung nach dem weiten Osten hin als eine der bedeutsamsten „Prozesse der Kulturexpansion und Kulturassimilation“ in der Geschichte der europäischen Völker bezeichnet wird, spricht seine lange Gültigkeitsdauer in den östlichen Landen: In Polen wurde das Magdeburger Recht erst durch das polnische Städtegesetz vom Jahre 1791 und in Kiew, das es in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts angenommen hatte, sogar erst 1835 außer Kraft gesetzt.

Erinnerung an Felix Milleker

Am 26. April 1942 ist der bekannte Erforscher des Banats und seines Deutschtums, Felix Milleker, im 85. Lebensjahre in seiner Vaterstadt Werschetz gestorben.

Über seine Vorfahren und seinen Lebensweg ist verhältnismäßig wenig bekannt; meines Wissens hat er selbst nie etwas darüber veröffentlicht. In Werschetz am 14. Januar 1858 geboren, widmete er sich vom Jahre 1877 ab dem Lehrerberuf, und zwar zunächst ein Jahr in Szegedin, dann fünf Jahre in Ungar.-Weißkirchen und schließlich vier volle Jahrzehnte bis zum Jahre 1923 in Werschetz selbst. Bis zu seinem Tode gehörte seine ganze Arbeitskraft, neben seiner seit über zwei Menschenaltern betriebenen sammelnden, forschenden und schriftstellerischen Tätigkeit, der von ihm begründeten Stadtbücherei und dem von ihm geschaffenen städtischen Museum in Werschetz.

Das Verzeichnis der von ihm veröffentlichten Schriften umfaßt:

- a) 31 Schriften in deutscher Sprache aus den Jahren 1882—1939;
- b) 9 Schriften in serbischer Sprache aus den Jahren 1886—1935;
- c) 19 Schriften in magyarischer Sprache aus den Jahren 1883—1915;
- d) 70 Hefte der von ihm herausgegebenen und größtenteils auch von ihm verfaßten „Banater Bücherei“ aus den Jahren 1921—1940, enthaltend Arbeiten aus dem Gebiet der Banater Heimatkunde und schönliterarische Veröffentlichungen Banater Schriftsteller.

Rechnen wir hinzu, daß „sein“ Museum — nach Mitteilung des Übersetzer „Deutschen Volksblattes“

vom 7. Mai 1942 — 121 089 Gegenstände umfaßt, die zum größten Teil von Milleker selbst gesammelt oder ausgegraben, sämtlich aber von ihm bestimmt, geordnet und katalogisiert worden sind, so ist seine außergewöhnliche Lebensarbeit mit diesen nüchternen Zahlenhinweisen wenigstens ihrem äußeren Umfange nach kurz umrissen.

Die Daten seines Lebenslaufs und seines Lebenswerks zeigen mit aller Deutlichkeit, daß Milleker sein ganzes Leben — abgesehen von dem einen Jahr in Szegedin — im Banat verbracht und daß er seine ganze Kraft, zunächst neben dem Lehrerberuf, ausschließlich der Erforschung seiner Banater Heimat gewidmet hat. Fast 80 Jahre seines Lebens entfallen auf Werschetz, und trotzdem hat er den fünf Jahren, während der er als Junglehrer in Weißkirchen wirkte, entscheidende Anregungen zu danken. Denn hier lebte der um 25 Jahre ältere Geschichtsschreiber des Banats und der Stadt Weißkirchen, Leonhard Böhm¹⁾. Dieser stand damals im besten Mannesalter und war nach Aufhebung der Militärgrenze zwei Jahre lang der erste bürgerliche Bürgermeister seiner Vaterstadt gewesen. In den Jahren der Lehrertätigkeit Millekers in Weißkirchen arbeitete Böhm an seinem Buch „Weißkirchen in seiner Vergangenheit und Gegenwart“ (1881), und da Millekers erste Veröffentlichung „Werschetz und seine Umgegend in den Jahren 1787—1790“ in Weißkirchen 1882 erschienen ist, erkennt man die unmittelbaren zeitlichen und

1) Vgl. H. Rüdiger, Leonhard Böhm, zu seinem 90. Geburtstag. In: „Der Auslandsdeutsche“ VI, 1923, S. 630.

sachlichen Zusammenhänge in dem Wirken dieser beiden Erforscher ihrer engeren Heimat.

Beide, Böhm und Milleker, haben mancherlei Übereinstimmendes. Beide sind als Wissenschaftler Autodidakten, beide sind ursprünglich von der Ur- und Frühgeschichte ausgegangen. Böhm beschränkte sich in seinen Veröffentlichungen auf das Banat als Ganzes und auf seine Vaterstadt Weißkirchen; außerdem hat er eine Geschichte der Stadt Pantschowa und die Genealogie seiner eigenen Familie geschrieben. Milleker fing mit der Geschichte seiner Vaterstadt Werschetz an, hat dann die Geschichte der übrigen Städte und einer ganzen Reihe von Dorfgemeinden des Banats erforscht und in einer meist überaus trockenen und rein annalistischen Form dargestellt, sowie sich schließlich zahlreichen Einzelfragen der Kulturgeschichte des Banater Deutschtums zugewandt.

Es ist nicht der Zweck dieser Erinnerung, Millekers Lebenswerk einer abschließenden Würdigung zu unterziehen. Seine Persönlichkeit und Gesamtleistung sind, wie die jedes Menschen, nur aus der Zeit heraus zu verstehen, in der er gelebt und gewirkt hat. Geboren wurde er in der sogenannten Bad-Zeit, als das Banat von der Wiener Zentralregierung deutsch verwaltet wurde. In seine Schülerzeit fiel der österreich-ungarische Ausgleich, also die staatliche Verselbständigung der ungarischen Reichshälfte; seine erste Lehrtätigkeit erfolgte in den Jahren unmittelbar nach der Aufhebung der Banater Militärgrenze. Damals war das Leben im Banat und gerade auch in Städten wie Werschetz und Weißkirchen im wesentlichen noch deutsch bestimmt. In den Hauptjahrzehnten seiner Werschetzer Lehrtätigkeit steigerte sich dann immer mehr die staatliche und gesellschaftliche Madjarisierung, um im letzten Jahrzehnt vor dem Weltkrieg ihren Höhepunkt zu erreichen. Da von ihr in erster Linie das deutsche Schul- und Vereinswesen betroffen wurde, blieben naturgemäß das berufliche Wirken und die geistige Haltung Millekers davon nicht unberührt. Milleker war keine Kämpfernatur, wohl überhaupt kein politischer Mensch. Ich kann mich nicht entsinnen, in seinen zahlreichen Ortsgeschichten jemals eine politische Bemerkung oder etwa einen Hinweis auf die Madjarisierung der Schulen gefunden zu haben. Den Anfängen der deutschen Bewegung im alten Ungarn, die gerade in Werschetz frühzeitig und kräftig einsetzte, stand Milleker ganz fern. Die natürliche, wenn auch in diesem Falle als besonders tragisch zu bezeichnende Folge war, daß sein einziger Sohn, der ungarischer Universitätsprofessor wurde, der volksdeutschen Bewegung verloren ging.

Von dem Zusammenbruch der Mittelmächte am Ende des Weltkrieges wurde das Banat durch seine Aufteilung auf Rumänien und Jugoslawien ganz besonders hart getroffen; schwer litten unter der neuen Grenzziehung die Städte Werschetz und Weißkirchen in wirtschaftlicher und sonstiger Hinsicht. Millekers Sammel- und Forschungsarbeit fand aber in diesen Jahren der beginnenden Volkwerdung der Donauschwaben im Banat und in der Batschka in steigendem Maße Beachtung und Anerkennung.

In dieser Zeit, im August 1922, bin ich Milleker bei einem mehrtägigen Besuch in Werschetz zum ersten Male begegnet. Ich war von dem Umfang seiner Sammeltätigkeit stark beeindruckt und vermerkte nach einer längeren Aussprache mit ihm in meinem Tagebuch: „Es stände besser um die

hiesige Geschichtsforschung, wenn jeder größere Ort einen Milleker hätte.“ Über das Museum, das mir Milleker persönlich zeigte, notierte ich: „Das Museum ist sehr gut und übersichtlich aufgestellt, für Prähistorie sogar vorzüglich reichhaltig und einzigartig; in jeder Hinsicht das Temeswarer Museum (das ich einige Wochen vorher besucht hatte) übertreffend.“ Seitdem blieb ich mit Milleker in regelmäßiger Verbindung und im Schriftenaustausch.

Im Jahre 1928, in dem Milleker sein 70. Lebensjahr vollendete, verlieh ihm auf meine Anregung das Deutsche Ausland-Institut eine Ehrenurkunde, die „seine hervorragenden Leistungen und Verdienste um die Kenntnis des Banats und seines Deutschtums“ würdigt²⁾. Ein Jahr später hat Professor Richard *Huß* im I. Band (1929, S. 166 bis 169) von Jakob *Bleyers* Vierteljahresschrift „Deutsch-Ungarische Heimatsblätter“ einen kurzen Überblick über die wesentlichen Ergebnisse der Forschungen Millekers über das Banater Deutschtum zu geben versucht und dabei über seiner „Banater Bücherei“, von der damals 40 Hefte vorlagen, geurteilt: „Sie bietet sozusagen den Stoff für eine Geschichte und Kulturgeschichte des Banats, die ihrer Zusammenfassung harret“ — ein Urteil, dem durchaus beizupflichten ist.

Vor zehn Jahren, im Juni 1932, habe ich Milleker zum letzten Male gesehen. Der 75jährige war von einer erstaunlichen körperlichen und geistigen Frische, die ihn befähigte, mit unermüdlichem Fleiß ausschließlich seiner sammelnden und literarischen Tätigkeit zu leben. Da mich auf dieser Reise meine Frau begleitete, konnte ich beobachten, mit welcher vollendeter Liebenswürdigkeit der alte Herr Frauen gegenübertrat. Hager von Gestalt, mit weißem Haupt- und Barthaar, wirkte dieser gelehrte Greis in seinem schwarzen Anzug und mit seinem feierlichen schwarzen steifen Hut wie ein Kavalier aus alter ungarischer Zeit. Er zeigte uns wie jedem Besucher aus dem Reich mit besonderer Liebe sein Museum, das in den zehn Jahren erheblich gewachsen und neu aufgestellt war. Jahre später schrieb Egon *Heymann*, der damals große reichsdeutsche Zeitungen in Belgrad vertrat und unsere Fahrt durch das Banat mitmachte, darüber im „Schwäbischen Merkur“ (22. Januar 1937): „Wer Milleker einmal in seinem eigentlichen ‚Reich‘, in seinem Museum, als Führer und Deuter begegnet ist, wird sich dessen stets dankbar erinnern.“

Als der Heimatforscher und Historiker des Banats erfuhr Milleker im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch mancherlei Ehrungen; so zeichnete ihn die Deutsche Akademie in München mit ihrem Silbernen Ehrenzeichen aus, und der Schwäbisch-deutsche Kulturbund des ehemaligen Jugoslawien ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied. Wie die Belgrader „Donauzeitung“ (14. Mai 1942) in ihrem Nachruf erwähnt, war ihm als letzte große Ehrung der Prinz-Eugen-Preis zugedacht, den vor ihm namhafte volksdeutsche Erforscher des Südostdeutschtums wie Rudolf *Spek*, Richard *Huß*, Franz *Basch*, Heinrich *Schmidt* und andere erhielten³⁾.

2) Der Wortlaut der Ehrenurkunde ist abgedruckt in: „Der Auslandsdeutsche“ XI, 1928, S. 449.

3) Die feierliche Verleihung des Prinz-Eugen-Preises erfolgte nach seinem Tode, gleichzeitig mit der Eröffnung des „Instituts für Heimatforschung“ der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien am 5. Juli 1942.

Den Zerfall des jugoslawischen Staatsgebildes, dem seine Heimat während der beiden letzten Jahrzehnte angehörte, hat Milleker noch erlebt und damit das Heraufziehen einer neuen Zeit und einer neuen gerechteren Ordnung auch für den Südosten Europas und für die deutsche Volksgruppe im Banat, der seine ganze Lebensarbeit gegolten hat. Genau ein Jahr, nachdem deutsche

Truppen das serbische Banat besetzten, hat ihm der Tod sanft die Feder aus der Hand genommen. Welch eine eigenartige und, fast möchte ich sagen, für einen Deutschtumsforscher im Ausland symbolhafte Fügung des Schicksals, daß in seiner Geburtsstunde wie in seiner Sterbestunde seine Heimat deutscher Verwaltung unterstand!

Hermann Rüdiger

Ein Meteorologe im Klima-Dienst Kameruns

Am 18. Juni 1942 begeht Dr. Wilhelm *Semmelhack*, Oberrregierungsrat an der Deutschen Seewarte, seinen 60. Geburtstag. Er ist geborener Hamburger. Nach Abschluß seines Hochschulstudiums war er von 1912 bis zum Ausbruch des Weltkrieges Regierungs-Meteorologe in Kamerun und hat sich dort mit dem Ausbau des für die koloniale Wirtschaft so bedeutungsvollen Klimadienstes große Verdienste erworben. Er nahm am Weltkrieg teil und trat dann in den Hamburgischen Schuldienst ein. Schon Mitte der 20er Jahre regte er Pflanzler, Farmer, Kaufleute, Missionare in unseren alten Kolonien zur Durchführung von meteorologischen Beobachtungen an. Da die D. S. schon seit langer Zeit die Bearbeitung überseeischer Klimabeobachtungen durchführte, trat *Semmelhack* 1931 zunächst kommissarisch, seit 1935 endgültig zur D. S. über mit dem Auftrag, den überseeischen meteorologischen Dienst neu zu organisieren. Von dort wurde er 1937 zu einer Studienreise nach Kamerun beurlaubt, nachdem er schon 1926 Studienreisen in Nordafrika und anderen Mittelmeerländern durchgeführt hatte. Seine zahl-

reichen wissenschaftlichen Arbeiten, die zumeist in den kolonialen Zeitschriften oder in den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie“ erschienen sind, behandeln besonders die klimatischen Verhältnisse unserer alten Kolonien. Andere Arbeiten sind auf seine Anregung und unter steter Förderung von Doktoranden verschiedener Hochschulen ausgeführt worden. Auch an den „Mitteilungen der Gruppe Deutscher Kolonialwirtschaftlicher Unternehmungen“ und am „Handbuch der Klimatologie“ von Köppen-Geiger arbeitet *Semmelhack* mit, und mit Erich Obst gibt er die „Afrika-Forschungen nach dem Kriege“ heraus. In Zusammenarbeit mit KdF., Amt Schönheit der Arbeit, hat er schiffsraumklimatologische Arbeiten durch einzelne jüngere Mitarbeiter durchführen lassen. Die reichhaltigen Ergebnisse sind infolge des Krieges noch nicht veröffentlicht worden. Seit 1937 ist *Semmelhack* ständiger Referent für koloniale Meteorologie und Klimatologie im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP. und seit 1939 hat er einen Lehrauftrag für koloniale Meteorologie an der Hansischen Universität.

650 Jahre Stadt Hadersleben

Das Haderslebener Stadtrecht geht auf die Stadt Schleswig zurück. Am 12. Juni 1942 konnte die Stadt Hadersleben, Nordschleswigs nordöstlichste Stadt, den Tag begehen, an dem ihr vor nunmehr 650 Jahren vom Herzog Waldemar IV. die Stadtrechte verliehen wurden. Das Haderslebener Stadtrecht, das ursprünglich in lateinischer Sprache aufgezeichnet war, hat von der Stadt Schleswig seinen Ausgang genommen. Hadersleben gehört damit in den Kreis von Flensburg und Apenrade, bei deren Gründung gleichfalls das Schleswiger Stadtrecht Pate gestanden hat. Wenn man weiter zurückgeht, trifft man als Ursprungsgebiet des Schleswiger Stadtrechts auf den Niederrhein, von wo reisende Kaufleute im Mittelalter ihre Rechtsüberlieferungen nach den Ufern der Schlei verpflanzten.

Die 650 Jahre umschließen ein wechselvolles Schicksal. Blütezeit und Niedergang, Kriegszeiten, verheerende Brände und verlustreiche Seuchen hat Hadersleben wie andere Städte erlebt, aber gleichzeitig kündigt die Stadtgeschichte Haderslebens auch von Höhepunkten geistigen und kulturellen Lebens, die in der Landesgeschichte einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Bestimmend für das Gesicht der Stadt ist Jahrhunderte hindurch trotz der nördlichen Lage in unmittelbarer Nähe der alten schleswigschen Grenze die deutsche Überlieferung gewesen. Das Stadtbild, die Straßen, die Geschäftssprache des Haderslebener Magistrats und der Kirche, die Inschriften, die uns noch erhalten sind, alles kündigt vom starken Einfluß, den das Deutschtum je und je in dieser Stadt gehabt hat.

Eine besondere Stärkung des deutschen Einflusses brachte die Reformationszeit mit sich, denn die Stadt Hadersleben war einer der Ausstrahlungspunkte für die neue Lehre im Norden. Die Haderslebener Artikel, die in kirchlicher Beziehung im Jahre 1528 eine neue Ordnung schufen, waren sowohl vorbildlich für die dänische als auch später für die schleswigholsteinische Kirchenordnung. Die Pastoren, die in Hadersleben wirkten, hatten fast ausnahmslos deutsche Ausbildung, und der Hauptgottesdienst in der Hauptkirche der Stadt, der altherwürdigen Marienkirche, war bis zum Jahre 1850 stets deutsch.

Von großer Bedeutung für das geistige Leben der Stadt und im weiteren Sinne für Nordschleswig überhaupt, war die Gründung der Gelehrten-schule, des „Johanneums“, durch den Herzog Hans den Älteren im Herbst des Jahres 1567. In dieser Schule hatte die deutsche Sprache von Anfang an den ersten Platz inne und hat diesen Platz behauptet bis zum Jahre 1920, wenn man von der kurzen Periode von 1850—1864 absieht, als die Schule dänischen Charakter trug. In dieser Schule hat Jahrhunderte hindurch eine Jugend das erste geistige Rüstzeug empfangen, die später auf deutschen Universitäten ihre Bildung vervollkommnete und sich im späteren Leben dem Dienst in der engeren Heimat widmete.

Eine starke Stütze war für das Deutschtum in Hadersleben auch der Handwerkerstand, der in der deutschen Handwerkertradition lebte und stets seine Reihen durch wertvollen Zuzug aus dem Süden auffüllen konnte.

Kardel

Unsere Toten

Dr. Alexander Dieckmann

Mit Dr. habil. Alexander Dieckmann, der am 17. Februar 1941 in der Nähe von Warschau bei einem Wettererkundungsflug einem Unfall zum Opfer fiel, hat das Deutsche Ausland-Institut einen früheren langjährigen Mitarbeiter seiner Zeitschrift verloren.

Dieckmann, 1904 in Osnabrück geboren, kam 1931 als Assistent zu C. Uhlig, dem damaligen Vorstandsmitglied des DAI., nach Tübingen und war längere Zeit auch Heimleiter der Deutschen Burse in Tübingen, während er sich im Geographischen Institut besonders mit Fragen des Außen-deutschums beschäftigte. Dadurch kam er in nähere Arbeitsbeziehungen zum DAI. und schrieb in den Jahren 1934—1937 regelmäßig für unsere Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“, zunächst über die volksdeutsche Arbeit der Studentenschaft und in den Jahren 1936/37 über „Grenz- und auslands-

deutsche Fragen in reichsdeutschen Zeitschriften“; die letzteren Übersichten wurden nach Dieckmanns Übertritt in das Reichsamt für Wetterdienst von Dr. Hermann Haller fortgesetzt, der im gleichen Jahre wie Dieckmann den Fliegertod im Westen fand (vgl. diese Zeitschrift, 1941 Nr. 3/4, S. 93).

Als Meteorologe hatte Dieckmann am Polenfeldzug teilgenommen und wurde nach dessen Abschluß zum Regierungsrat der Luftwaffe und Wetterdienstleiter in Warschau ernannt; als solcher hat er nun den Fliegertod gefunden. Seine Verdienste um die Klimatologie wurden in einem Nachruf von H. Flohn in „Petermanns Mitteilungen“ (Februar 1942) gewürdigt. Seinem Wirken für das Deutschtum im Ausland und seiner Mitarbeit an unserer Zeitschrift wird im Deutschen Ausland-Institut eine gute Erinnerung bewahrt werden.

H. R.

Stuttgart und DAI

Rückkehr der ersten Amerikadeutschen

Nachdem bereits Ende Mai eine Anzahl deutscher Diplomaten und Zivilpersonen aus Amerika mit der „Drottningholm“ nach Lissabon und von dort nach Frankfurt heimgebracht worden waren, trafen am 17. Juni 1942 auch auf dem geschmückten Stuttgarter Hauptbahnhof 410 auslanddeutsche Heimkehrer aus Nord-, Mittel- und Südamerika ein, die ebenfalls von Lissabon aus ihre Heimreise nach Deutschland angetreten hatten. Sie wurden auf dem Bahnsteig im Auftrag von Gauleiter Bohle von Oberbereichsleiter Hellermann sowie von weiteren Amtsträgern der AO. der NSDAP., Legationsrat Dr. Kundt vom Aus-

wärtigen Amt und Oberbürgermeister der Stadt der Auslandsdeutschen, Dr. Strölin, in Empfang genommen. Zwei weitere Transporte trafen am 20. und 27. Juni in Stuttgart ein und fanden dieselbe herzliche Aufnahme. Die Gäste nahmen einen kurzen Aufenthalt in der Stadt der Auslandsdeutschen, von wo aus sie dann an ihre verschiedenen Bestimmungsorte im Reich weiterfuhren.

Am 6. Juli traf dann ein weiterer Heimkehrerzug in Berlin ein mit den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft und der deutschen Konsulate in Paraguay unter der Führung des ehemaligen Geschäftsträgers, Botschafters von Levetzow.

Gründung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Stuttgart

Am 27. Juni 1942 wurde im festlich geschmückten Saal des Ehrenmals der deutschen Leistung im Ausland in Anwesenheit des Kaiserlich Japanischen Botschafters, General Oshima, die Zweigstelle Stuttgart der Deutsch-Japanischen Gesellschaft gegründet. In Begleitung des Botschafters hatten sich hohe Vertreter der Partei, der Gliederungen und des Staates, an der Spitze Gauleiter Reichsstatthalter Murr, und Vertreter der Wehrmacht, mit General der Infanterie Oßwald an der Spitze, sowie der Kgl. Italienische Konsul Gigli eingefunden. Gauleiter Reichsstatthalter Murr erklärte in seiner Ansprache, daß der gemeinsame Kampf auch zu einer engen Verbundenheit der beteiligten Völker führen werde. Im Anschluß

an die Ansprache des Reichsstatthalters vollzog der Präsident der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Berlin, Admiral z. V. Förster, die Gründung der Zweigstelle, deren Ehrenpräsidentschaft Gauleiter Reichsstatthalter Murr übernimmt und dessen Präsident Oberbürgermeister Dr. Strölin sein wird. Die Führung der Geschäfte übernimmt Dr. Otto Kurz.

Botschafter General Oshima gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß auf dem Boden der Stadt der Auslandsdeutschen, deren Interesse stets fremden Völkern und Ländern gegolten hat, nun auch eine Zweigstelle der Deutsch-Japanischen Gesellschaft bestehe.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hauptschriftleiter Walter Kappe (z. Z. bei der Wehrmacht); stellv. Hauptschriftleiter Dr. Gustav Spaeth, Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart-S, Danziger Freiheit 17.

Verantwortlich für die Anzeigen: E. Brandl, Stuttgart-S. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11
Herausgeber: Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart. Druck und Verlag: W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanstraße 12—16. Zuschriften, welche die Schriftleitung betreffen, sind an diese zu richten, alle übrigen an den Verlag.



Schmückstücke

Brillanten, Perlen
Edelsteine
Gold, Silber, Platin
kauft gegen bar



MENNER

STUTTGART N, KONIGSTRASSE 25

Ausw. B 41/II 52281

Württ. Kunstverein Stuttgart

Ausstellungsgebäude auf dem Interimstheaterplatz

Wechselnde Ausstellungen mit Werken zeitgenössischer Künstler

Juli-Ausstellung (vom 4. Juli bis 9. Aug. 1942)

Berliner Künstler

Gemälde / Graphik / Plastik

Geöffnet: Wertags 10—13 und 14—17 Uhr

Sonntags 11—13 Uhr

Ab 1. April bis 30. Sept. Halbjahreskarte RM. 5.—

Ankauf von altem Gold- und Silberschmuck, Brillanten

ALFRED ZIEHER *Der bekannte Juwelier*

Ausweis A und C Nr. 42/8772

STUTTGART · KIRCHSTRASSE 8a · FERNSPRECHER 24624

Familien		Wappen
Forchung - Nachweis		Wappenfammina
Neuentwürfe - Beratung		heraldische
Rinnen & Sippenforschung		Kunstwerke
	Alfred Dochtermann	
Heroldiker & Sippenforscher		Stuttgart - B
Verlangen Sie Aufklärungsschriften!		Maximstr. 38

Goldschmiede
für handwerkliche
Kunst

Den Besuch des **Planetariums**
nicht vergessen!



Planetariumsvorführungen,
wissenschaftliche
Sonderveranstaltungen,
Kulturfilmvorführungen



Adolf Regelman
GOLDSCHMIEDEMEISTER
Friedrichstraße 38

Sür die Heimbücherei

Für die Betriebs- und Werkbücherei
liefern ich sofort:

- Berndt: Marsch ins Großdeutsche Reich
Goebbels: Wetterleuchten
Hadamovsky: Dein Rundfunk
Oberlindober: Ein Vaterland das allen gehört
Frick Dr.: Und sein Ministerium
Münchmeyer: Marxisten als Mörder
Rosenberg: Tradition und Gegenwart
Hartner: Volk der Gauner
Dierverge: Der Fall Gustloff
Dierverge: Ein Jude hat geschossen
Cohrs: Soldat im Dritten Reich
Singkamerad, über 300 Lieder mit
Noten

Sämtlich aus dem Zentral-Verlag der NSDAP.
Bestell-Nr. NS. I.

Insgesamt 12 Bände und Schriften mit 2442 Seiten,
zahlreichen Bildern

Gesamtpreis RM. 40.40, auch in Monatsraten von RM. 6.-
Erste Rate bei Lieferung, Erfüllungsort München

Verlangen Sie Prospekte über weitere Literatur

Ed. Emil Thoma, Reise- und Versandbuchhandlung
München 2, Weinstraße 9

Das
gute
Klischee

VON
GAUM & BERGER
INHABER ALFRED GAUM
STUTTGART-FEUERBACH
Fernsprecher 80426

Horst Eberhard Otto

Die Industrialisierung Ungarns

187 Seiten, kartoniert RM. 3.90

Der Verfasser hat das ihm zufließende Quellenmaterial reichlich und gewissenhaft ausgeschöpft, er läßt Zahlen und Tatsachen mit der ihnen eigenen Unbestechlichkeit sprechen und leitet daraus Erkenntnisse von Problemlagen ab, die verpflichtend sind für alle aktiv an der Neugestaltung der künftigen europäischen Ordnung Mitarbeitenden. In diesem Sinne weist das Buch über die Grenzen Ungarns weit hinaus.

Europäische Korrespondenzen, Berlin, Dezember 1941

Volk und Reich Verlag, Berlin W 9

DEUTSCHTUM IM VÖLKERRAUM

Von **B. CRAEMER**

Geistesgeschichte der ostdeutschen Volkstumspolitik. 1938. X u. 420 S.

Brosch. RM. 12.—

Ausgehend von dem Satz, daß das politische Werden des deutschen Volkes aus der Wendung des Reiches nach dem Osten entsprungen ist, unternimmt es der Verfasser, zunächst in einer Einleitung mit meisterlich sicheren Strichen ein eindrucksvolles Bild vom Werden des deutschen Ostmarkbewußtseins zu zeichnen, das den Deutschen gegenüber slawischen Ansprüchen zur Selbstbehauptung stählen konnte und Grundlage für den deutschen Führungsanspruch im Osten geworden ist.

Geographischer Anzeiger.

Angesichts der außenpolitischen Vorgänge im Osten erscheint das Buch zur rechten Zeit. Der Verfasser zeigt die natürliche Schicksalsgemeinschaft im deutschen Volksraum des Ostens an der grenzpolitischen Begegnung mit den raumverbundenen Völkern auf. Das Buch will nicht ein Bild im einzelnen von Taten und Werken des Deutschtums im Osten entwerfen, sondern es geht um das Begreifen, wie aus den Ergebnissen geschichtlicher Leistung, aus dem Wechselspiel eigener und fremder Lebensentwicklung die Spannung zwischen Heimat und Gemeinschaft, Vaterland und Nationalität, Staat und Volk hervorgegangen ist und wie um ihre Lösung gerungen wurde. Hier wird gesamt-deutsches Schicksal im Verhalten der Deutschen gegenüber dem Ostraum deutlich. Trotz aller Mannigfaltigkeit, Vielheit, ja oft widerstrebender Zerrissenheit des deutschen Lebens im Völkerraum wird in eindringlicher geschichtlicher Betrachtung aber doch die Einheit unserer Volksgeschichte sichtbar. In allen Teilen ist das Buch eine wissenschaftliche Meisterleistung, auf die wir Deutsche stolz sein dürfen. Es ist zweifellos der bedeutsamste Beitrag der letzten Zeit zum Erkennen der Werte und der großen Aufgaben der Volkstumspolitik.

Reichsarbeitsblatt.

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin



3 HERZBLATTER

Die Schutzmarke
unserer
Präparate

TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
Fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Tuberkulosebekämpfung

Ein Leitfaden für Fürsorgerinnen und Krankenpflegerinnen von Obermedizinalrat Dr. F. Kreuzer
81 Seiten und fünf farbige Tafeln. / Kart. RM. 3.80
W. Kohlhammer Verlag / Stuttgart und Berlin

„HASTREITER'S“ Kropf u. Basedow

Kräuterkuren

haben seit 12 Jahren beste Heilerfolge aufzuweisen. Verlangen Sie heute noch die Aufklärungsschrift:

„Der Kropf und die Basedow'sche Krankheit“

kostenlos und unverbindlich durch den Hersteller:

Friedr. Hastreiter Krailling
b. München

Spendet für das Deutsche Rote Kreuz!

Moderne *Optik*

Brillen, sowie sämtliche
Optische Wehrsportartikel

Theodor Hörtkorn, Stuttgart-N,

Königsstraße 38
Nähe Schloßpl.

Dorm. Württ. Hofapotheke Stuttgart

Adolf-Hitler-Str. u. Schillerplatz / Gegr. 1551

**Fachmännische Ausrüstung
von Tropenapotheken
Auswanderer- u. Siedlerapotheken
Haus-, Luftschutz- und
Taschenapotheken**



Reise- und
Tropenapotheken

**Internationale
Apotheke
Albert Miller**

Gegründet 1761.

Stuttgart, Königstraße 21

Tropen - Genesungsheim des Deutschen Instituts für ärztl. Mission Tübingen (Württ. Universitätsstadt)

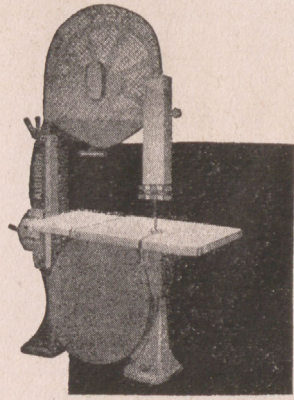
mit 1937 neu erbautem Kinderheim, in
reinsten Luft und südlich - stiller Lage,
400 m ü. M. Liegehalle, Diätküche, Bade-
abteilung (Subaquale Darmbäder). Für
Tropenranke u. Erholungsbedürftige
vom Ausland und Inland. Fernspr. 2664.
Draht-Anschrift: Tropenheim Tübingen.



A. STIHL

MASCHINENFABRIK

STUTT GART-BAD CANNSTATT



**Holzbearbeitungs-
Maschinen**

Spezialität:
Tischlereimaschinen
in bester Güte

ADOLF ALDINGER

Maschinenfabrik
Stuttgart-Obertürkheim



Baumfäll- und
Stammabkürz-
sägen, 400 bis
1250 mm
Schnittlänge,
m. Benzin und
Elektromotor

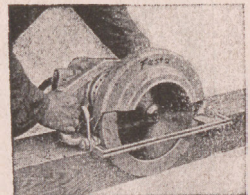
**Festo-
Maschinen-
Fabrik**



**Gottlieb
STOLL**
vormals
Fezer u. Stoll

ESSLINGEN a. NECKAR

Elektro-
Handkreis-
säge, Type BZa
100 mm
Schnittiefe



HOHNER



Edel im Klang, tonrein, gediegen in
der Form und dauerhaft — das ist
die

HOHNER-HARMONIKA



Jos. Biesinger

BISON-WERK

Chem. Fabrik für Schul-, Zeichen- und Büro-Bedarf

Stuttgart - Untertürkheim

gegründet 1879

Zu beziehen durch die Fachgeschäfte

In Kürze erscheint **6. Sippenkundliches Jahrbuch** mit dem Titel

Deutsches Blut im Karpatenraum

Näheres darüber im nächsten Heft an dieser Stelle.

W. KOHLHAMMER VERLAG, STUTTGART-S, URBANSTRASSE 12-16



*Einmachen
kinderleicht
mit*
Friko

rohe oder gekochte
Früchte mit oder
ohne Zucker
in Zubindegläsern
und -gefäßen

Beutel 20 Pfg.



Hersteller: Friko-Dortmund, Postfach 223 Ruf: 34732

J. & C. Frey.

Das bekannte Spezialgeschäft für Damenbekleidung
Stuttgart, Marienstraße 32



Im Dienst der Werterhaltung der Kleidung steht die wasserabweisende **Imprägnierung mit Ramasit**

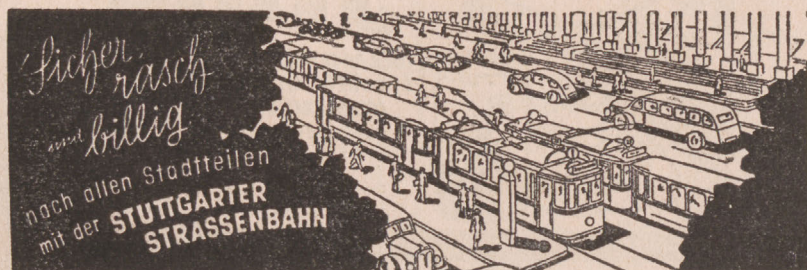
Sie wehrt dem Eindringen des Regens in das Gewebe ohne Beeinträchtigung der Luftdurchlässigkeit. Die gute Form der Kleidung bleibt erhalten.

Das Haus für Schirm und Mantel



Hugendubel

STUTTGART, HIRSCHSTRASSE 25-29



**Ein Betriebs-Ingenieur
mit mehr als 2 Jahrzehnten Praxis**

ist besser als kaum ein anderer geeignet, aus seiner reichen Erfahrung ein Urteil über die Fortbildungsmöglichkeiten des Berufsnachwuchses zu fällen. Wenn z. B. Herr Walter Wiesel VDI aus Leipzig, Hardenbergstr. 18, das technische Fernstudium aus seiner Praxis heraus empfiehlt, so ist das eine wertvolle Anregung für alle, die beruflich vorwärtkommen wollen:

Ich stehe seit 20 Jahren im Dienst der Industrie als Betriebsingenieur, und vieles, was man bei seinem Studium vor 20 Jahren gelernt hat, ist nur noch undeutlich im Gedächtnis geblieben. Denn im Berufsleben steht man immer an einem bestimmten Posten, und man spezialisiert sich; das Allgemeine leidet und wird unklar. Deshalb entschloß ich mich, meine Freizeit nutzbringend anzuwenden und an Hand Ihrer Lehrbriefe nochmals das ganze Maschinenfach durchzunehmen.

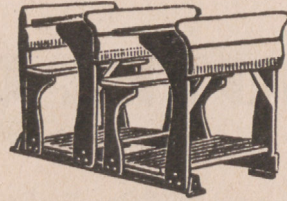
Der Lehrstoff ist in leichtfaßlicher Art und besonders im Aufbau des technischen Wissens hervorragend bearbeitet. Das Studium kann selbst einem Anfänger ohne jede Vorkenntnisse nicht schwer fallen; für den Fachmann ist es ein sehr guter Stoff, Verblaßtes und Vergessenes wieder aufzunehmen. (14.7.38)

Lehrlinge — Gesellen — Meister . . . Anfänger — Ge-
reifte . . . Sie sehen: Sogar Ingenieure wissen die Vorteile des
ernsthaft betriebenen Fernstudiums zu schätzen.

Der Bedarf an tüchtigen, technisch gebildeten Kräften war
noch nie größer als heute und in Zukunft. Auch im Kriege
gewährt das Christiani-Institut Beratung in allen Fragen
der technischen Berufsausbildung, wenn auch die Zahl
der Neuanmeldungen heute beschränkt bleiben muß.
Zur Zeit Lehrgänge in Maschinenbau, Bautechnik,
Elektrotechnik und andern technischen Fächern.
Studienhonorar RM 2,75 im Monat. Nähere
Auskünfte kostenlos und unverbindlich bei
Angabe des Berufes und der Fortbildungswünsche.

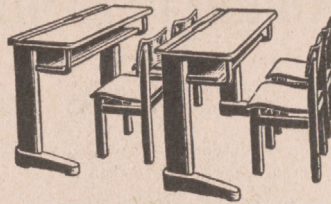


DR.-ING.-HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 160



**Vereinigte Schulmöbel-
fabriken G. m. b. H.**

**Stuttgart-N, Hegelstraße 21
München-Taubertshausheim**



Die bekannte
Privat-Handelsschule

C. G. Zimmermann

Stuttgart, Schloßstraße 48/49 - Ruf 23238/39
bietet in den bewährten **Handelsklassen** mit
Büropraxis sowie Einzelfächern **eine gedie-
gene Ausbildung**

Beratung gerne / Druckschriften frei

Hans-Schemm-Schule Opladen

(Rheinland)

Städtische Oberschule für Mädchen mit

Schülerinnenheim

Druckschriften durch den Direktor!

**Sofa- und Tischmöbel, und
Küchengeräte, Sessel & Co.**

Schul-Bänke
-Tafeln
-Möbel

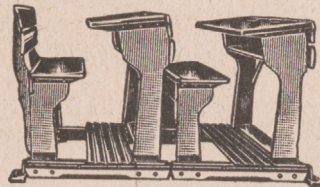
all. Art in Holz u. Stahlrohr

Hörsaal-einrichtungen,
Stühle f. Gemeinde- u.
Festsäle, Kindermöbel,
Turn-Geräte

Gegründet 1879

Wm. J. Rollmann ÖHRINGEN

Angebot
u. Beratung
kostenlos
und unver-
bindlich



STUTTGART

HOTEL GRAF ZEPPELIN

Süddeutschlands moderne Hotelschöpfung

Gegenüber dem Hauptbahnhof

Telefon 2 24 31—35

Im Hohenstaufen-Verlag Stuttgart erschien:

Gastmahl der Völker

Von Werner Fuchs-Hartmann

244 Seiten RM. 5.80

Ein kultiviertes Geschenkbuch, inhaltlich unterhaltsam und sachlich aufschlußreich, mit 20 Vignetten und 12 Tafeln nach zeitgenössischen Schnitten und Kupferstichen ausgestattet

Zu beziehen in jeder Buchhandlung

Hotel Pelikan

Alleenstraße 2, nächst dem Hauptbahnhof

Modernes Haus

Gute und preiswerte Küche

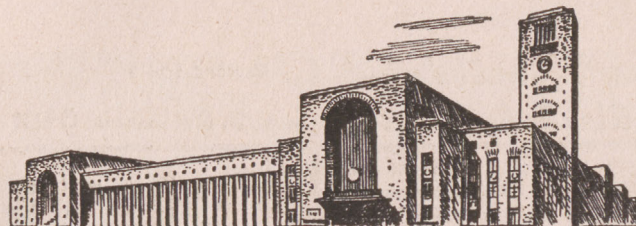
Gemütliche Gasträume

Fernsprecher 27776 u. 27729



Kessler Sekt

*„Kessler“ ist seit je beliebt,
Schimpf' nicht, wenn's mal keinen gibt*



HAUPTBAHNHOF- UND TURM-GASTSTÄTTEN
MAX ARNOLD, KÜCHENMEISTER, STUTTGART



Gollmer & Hummel K.-G., Neuenbürg-Württ.

empfehlen ihre bestbewährten

Feuerwehrschräuche

Standrohre nach DIN FEN

sowie für württembergische Unterföhrhydranten

Strahlrohre, Schlauchkupplungen

Verteilerstücke (DIN FEN 361)

Stahlhelme, Fangleinen

Äxte, Feuerwehrbeile

liefert kurzfristig

W. Gottlob Volz

Armaturenfabrik

Ruf 6 32 90 **Stuttgart-W** Gutenbergstr. 74

Wasserversorgung

Tiefbohrungen - Schachtbrunnen

Grundwasserabsenkung

Bodenuntersuchungen

nach Verfahren **Dr.-Ing. Burkhardt, DRP.**

BOHRPFAHL-Com.-Ges.

RUDOLF WEISS, ESSLINGEN a. N.

Fernruf 6879

Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg

*Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens
während des Dreißigjährigen Krieges*

Von Maja Depner

Brosch. RM. 9.—

Die Stärke dieses Buches liegt in der Heraus-
streichung der großen geschichtlichen Zusam-
menhänge im Verlauf dieses Abschnittes der
bewegten Geschichte Siebenbürgens. Gerade
diese Epoche, wohl die interessanteste der
siebenbürgischen Geschichte, ist dem deut-
schen Leserkreis bis jetzt noch nicht zugäng-
lich gemacht worden, und darum ist das Er-
scheinen dieses Buches um so begrüßenswerter.

Nation und Staat.

W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart und Berlin

Auto-, Fuhrwerks-, Vieh-, Laufgewichts-

WAAGEN

Vollautomatische Schnellwaagen

PAUL BRIZ

Waagenfabrik **Stuttgart-Bad Cannstatt**

Das Deutschtum in Sibirien, Mittelasien und dem Fernen Osten

Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Von Pfarrer Jakob Stach. Brosch. RM. 6.—

Der Verfasser dieses einzigartigen Buches war bis 1922 deut-
scher Pfarrer in Rußland. Einzigartig ist sein Buch deshalb, weil
er einer der letzten noch lebenden Augenzeugen der umwälzen-
den Ereignisse in Rußland ist und deshalb eine Fülle eigener
Erlebnisse mit dem ohnehin spärlich vorhandenen geschichtli-
chen Material verflechten kann. Es ist die allerletzte Möglich-
keit, das Schicksal der Rußlanddeutschen einigermaßen ge-
schichtlich zu erfassen und zusammenhängend darzustellen.

Verlag W. Kohlhammer · Stuttgart und Berlin



Hartchrom

ist 100% iger Ersatz für hochwertigen Stahl

Eloxal

absolut korrosionsbeständig
für Aluminium und dessen Legierungen
in verschiedenen Farblönen ausführbar
D.R. Patente.

Phosphatieren

von Eisen- und Zinkteilen

Ausführung sämtlicher
Metallniederschläge

Gebr. Schach
GmbH

Metallveredlungswerk Stuttgart-Feuerbach

Ruf: 80969 · 81899 · 81549 · 80142

Zweigwerk Strassburg-Meinau Ruf: 40890

GEBRÜDER **Bachert** KOCHENDORF

Wir erzeugen:

MODERNE FEUERLÖSCHGERÄTE

MOTORSPRITZEN, MECHANISCHE LEITERN

TRAGBARE LEITERN, GERATEWAGEN

FEUERLOSCHARMATUREN NACH DIN-

NORMEN

*

Wir liefern:

SÄMTLICHEN FEUERWEHR-

UND LUFTSCHUTZ-BEDARF

*

GEBR · BACHERT

FEUERWEHRGERÄTEFABRIK

BAD FRIEDRICHSHALL-KOCHENDORF

RUF JAGSTFELD 313